

Zeitschrift für Transaktions-Analyse in Theorie und Praxis

Jahrgang 4, Heft 1	‘Inhalt	April 1987
<i>Brief des Herausgebers</i>		3
<i>Rolf Wartenberg</i> , Drei theoretische Notizen zur Diskussion um Bernes Konzept der Ich-Zustände		5
<i>Leonhard Schlegel</i> , Überlegungen zum Begriff der Transaktionen, insbesondere der doppelbödigen Transaktionen		29
<i>Christiane Gérard</i> , Die Auswirkung der prätraumatischen Lebenssituation von Schädelhirntrauma-Patienten auf die psychische Verarbeitung der Behinderung		35
Buchbesprechung:		
<i>E. Müller</i> , Einschärfungen im Skript von Alkoholikern – eine empirische Arbeit zur Transaktionsanalyse. Unveröffentlichte Diplom-Arbeit. Heidelberg 1984 (Horst Kaemmerling)		48

Brief des Herausgebers

„Verwickelte akademische Denkübungen genießen unter Transaktions-Analytikern kein Ansehen“, so beginnt der Beitrag von Rolf WARTENBERG, „Drei theoretische Notizen zur Diskussion um Bernes Konzept der Ich-Zustände“, mit dem die im letzten Heft der Zeitschrift von Leonhard SCHLEGEL und Norbert COPRAY *eröffnete* Diskussion der Ich-Zustands-Konzepte und des Persönlichkeitsmodells der TA fortgesetzt wird. Der Einschätzung des Autors ist zuzustimmen, wenn es sich tatsächlich um verwickelte Denkübungen „*l'art pour l'art*“ handelt. Gemeint und vom Autor vorgestellt werden jedoch komplexe Denkvorgänge, die das Berne'sche Persönlichkeitsmodell im Gesamt seiner Entstehungsgeschichte, seiner methodologischen Postulate und seiner gedachten wie tatsächlichen Bedeutung ins Licht rücken. Dieses Vorhaben entspricht nicht nur einem Standard erkenntnistritischer Wissenschaftlichkeit, sondern, wenn ich die neueren Veröffentlichungen zum Thema „Persönlichkeitsmodell“ überblicke, durchaus auch der Lust und Einsicht von Transaktions-Analytikern. Daß ein solches Vorhaben trotz seiner Komplexität und der notwendigen Länge der Ausführung nicht langweilig sein muß, zeigt der Autor am eigenen Beispiel.

Um Begriffsklärung geht es auch im Artikel von Leonhard SCHLEGEL, „Überlegungen zum Begriff der Transaktionen, insbesondere der doppelbödigen Transaktionen“. Neben der notwendigen Klarstellung, daß psychologische Begriffsbildungen, wie z. B. der Begriff der „gekreuzten Transaktion“, nie von didaktischen Veranschaulichungen, sondern von ihrer inhaltlichen Bedeutung abgeleitet werden sollten, sowie der meines Erachtens begrüßenswerten „Ermahnung“, eine dem Menschenbild der TA entsprechende Übertragung anglo-amerikanischer Begriffe anzustreben, *führt* SCHLEGEL gleichzeitig auch neue kommunikationspsychologische Ergebnisse in die Diskussion um Transaktionen ein. Daß damit eine ebenso notwendige Diskussion wie um das Persönlichkeitsmodell eingeleitet und angeregt wird, ist mir persönlich sehr wichtig, weil ich selber bereits an anderer Stelle verschiedentlich *auf* die Unzulänglichkeit des typisch transaktions-analytischen Verständnisses von Transaktionen als einer zu stark abstrahierenden Betrachtungsweise des komplexen menschlichen Interaktionsgeschehens hingewiesen habe.

Transaktions-Analyse ist auch in einem weiteren Sinne „akademisch wissenschaftlich“, nämlich zur empirischen Aufschlüsselung realer Vorkommnisse geeignet. Das zeigt der Beitrag von Christiane GERARD, „Die Auswirkungen der prätraumatischen Lebenssituation von Schädelhirntrauma-Patienten auf die psychische Verarbeitung der Behinderung“. Ihre geschickte Kombination von medizinischem Grundwissen, psychologischen Beobachtungen und einem trans-

aktions-analytischen Theorierahmen ermöglichen nicht nur eine erste Erhellung des Feldes, sondern sind durchaus als theoretische Aufbereitung zum Zwecke einer umfassenden empirischen Analyse zu werten. Daß sie oder andere eine solche empirische Studie unternehmen, ist nicht nur den betroffenen Patienten, sondern darüber hinaus auch der TA als klinischer Theorie zu wünschen.

Die Möglichkeit solcher empirischer Überprüfung und deren Effektivität zeigt die das Heft abschließende Besprechung der Diplomarbeit von Eberhard Müller über „Einschärfungen im Skript von Alkoholikern“ durch Horst KAEMMERLING.

Viel Spaß und Gewinn beim Lesen!

Heinrich Hagehülsmann

Drei theoretische Notizen zur Diskussion um Bernes Konzept der Ich-Zustände

Rolf Wartenberg

Vorbemerkung

Verwickelte akademische Denkübungen genießen unter Transaktions-Analytikern kein Ansehen. Aber es gibt Themen, durch deren komplexe Beschaffenheit kein einfacher Weg hindurchführt. Wenn das Ideal verständlicher, praxisnaher Theorie nicht unter der Hand zu einer Behinderung unseres Denkens geraten soll, dann wird es wichtig sein, sich auch ein Herz für Fragen zu bewahren, die den Verstand strapazieren. Die folgenden drei Notizen sind theoretisch und – wegen ihrer komprimierten Dichte und essayistischen Form – sicher nicht durchweg leicht eingängig. Ich hoffe, daß sie für Leser, welche sie schwer verständlich finden, immerhin als Anregung taugen, die eine oder andere „Selbstverständlichkeit“ der jungen, transaktions-analytischen Theorie zu überdenken. Das wird helfen, letztere auch in einem anderen Sinne jung zu erhalten.

Gemeinsames Thema meiner Notizen ist *Bernes* Konzept der Ich-Zustände. Dieser Kernbaustein der Transaktions-Analyse – so unkompliziert er auf den ersten Blick erscheinen mag – stellt den Bemühungen um sein genaues Verständnis manche Schwierigkeit in den Weg. Was eigentlich Kristallisationspunkt und eingehende Basis allen transaktions-analytischen Denkens sein sollte, scheint derzeit eher den Ausgangspunkt für eine verwirrende Anzahl unterschiedlicher Verständnisweisen und Anwendungspraktiken abzugeben. Wenn man unter Pragmatismus versteht, es mit der gedanklichen Klarheit nicht streng zu nehmen, solange man praktisch „klarkommt“, muß einen das nicht stören. Das Gleiche gilt, wenn man das Bernesche Modell nur als eine Art pädagogisch simplifizierender Sprachhilfe zur Vermittlung der verschiedensten therapeutischen Schulmeinungen betrachtet. Aber das hieße auch, den Anspruch der TA auf eine bündige, originelle Kerntheorie aufzugeben.

Es fehlt nicht an Bemühungen, solcher Diffusion entgegenzuwirken. So gibt es Bestrebungen, ordnungsschematische Überblicke der wichtigsten Modellgebrauchsvarianten zu erstellen (z. B. Trautman & *Ers*-*kine* 1981, Hohmut & Gormly 1982). Dann finden sich Versuche, den logischen Aufbau von Bernes Konzept durch kritisch kommentierende Auslegung deutlicher zu erhellen (z. B. Holloway 1977; wichtiger noch Schlegel 1979, S. 75-79; 1984, S. 19-22). Und neuerdings liegt ein Ansatz vor, Bernes Auffassung der Ich-Zustände in zwei voneinander unabhängige Konzepte zu zerlegen (Schmid 1986). Die verbleibenden Komponenten bilden dann eine Art Baukasten, aus dem man – je

nach eigenem praktischen Interesse – Modifikationen des Ursprungsmodells konzipieren kann.

Die meisten solcher Interpretations- und Revisionsbeiträge ergänzen sich gegenseitig. Leider haben sie gemeinsam, daß keiner mit letzter Konsequenz erhellt, woraus eigentlich die Ungereimtheiten schon des Berneschen Ursprungsmodells resultieren. Vor allem die Organannahme *Bernes* wird meist als Nebensache behandelt. Man verweist allenfalls darauf, schon Berne selbst habe die psychischen Organe „nur“ aus methodologischen Erwägungen entworfen und diese Annahme für die praktische Anwendung seines Modells als unwichtig angesehen.

Da aber die Anwendungspraxis des Modells von den Ich-Zuständen immer in seinem – mehr oder weniger widerspruchsfreien – gedanklichen Einsatz besteht, kann von „nur“ durchaus keine Rede sein. Die angemessenere Frage, so meine ich, sollte eher lauten, welcher Methodologie Berne denn gefolgt ist. Diesem Zusammenhang gilt meine erste Notiz.

Berne hat das Vorgehen bei der Entwicklung seines Modells nirgends selbständig thematisiert, man muß es erschließen. Dies will ich im nachfolgenden Abschnitt tun. In zwei weiteren Notizen soll gezeigt werden, daß Bernes Verfahrensweise eine Vermengung und Gleichsetzung unterschiedlicher logischer Ebenen enthält, die bis heute in der Literatur der TA weitergetragen werden. Ich werde einige der Probleme skizzieren, die das zur Folge hat, und einen Vorschlag zur Unterscheidung der besagten Ebenen anbieten.

1. Wirklichkeit, Abbildung und sprachliche Unterscheidung der Ich-Zustände

In „TA In Psychotherapy“ erklärt Berne (1961, S. 4) lapidar: „Die methodologischen Probleme, welche darin liegen, sich von Organen zu Phänomenen, zu Substantiven zu bewegen, sind für die praktische Anwendung (der Strukturanalyse; RW) nicht wichtig.“ Damit deutet er immerhin an, daß seine praxisbezogene Darstellungsweise Antworten auf methodologische Probleme impliziert. Was Berne die Bewegung von Organen zu Phänomenen, zu Substantiven nennt, steht – allgemeiner ausgedrückt – für die Frage, wie wir vom Erleben der Wirklichkeit zur Bilderwelt unserer Vorstellungen (dem Imaginären) und zur sprachlich verschlüsselten Welt unseres Denkens (dem Symbolischen) kommen (Anm. 1).

Berne folgt im Umgang mit diesen drei Bereichen einem einfachen Muster: Die Wirklichkeit ist uns objektiv gegeben; je unbefangener ein Mensch sich seinen Wahrnehmungen überläßt, desto näher ist er ihr. Zwischen dem Imaginären und dem Symbolischen sondert Berne meist gar nicht. Beide zusammen sind für ihn die Gedächtnisaufzeichnungen der Menschen von den Fakten der Realität. Durch sie vermag sich jeder jederzeit zu vergegenwärtigen, „woran“ er ist.

Das heißt — hinsichtlich der Ich-Zustände — folgendes: Die Organe (Archeopsyche, Neopsyche, Exteropsyche) sind real. Die als Erfahrungsbilder speicherbaren Phänomene (Kind-Ich-Zustand, Erwachsenen-Ich-Zustand, Eltern-Ich-Zustand) sind von den tätigen Organen „verursachte“ Wahrnehmungsreize. Die Substantive schließlich (eben die Namen der Bilder) sind Signifikanten, die den Bedeutungsgehalt der Erfahrungsbilder „in sich“ tragen. Ich zeige mir mit ihnen an, worauf ich auch andere hinweisen will (Anm. 2).

So gesehen, vermag auch einzuleuchten, warum Berne Ausdrücke wie — beispielsweise — Exteropsyche und Eltern-Ich als austauschbar behandelte. Allerdings setzte er solche Vereinfachungen so selbstverständlich ein, daß der Aspekt in den Hintergrund trat, welche unterschiedlichen Charakteristika die Wirklichkeit, die Vorstellungswelt und die Strukturen sprachlicher Zeichen prägen. Tatsächlich ist zwar nicht sinnvoll möglich, Wirklichkeit, Imagination und unterscheidende Wortverknüpfungen auseinanderzureißen; jeder der drei Bereiche kommt schließlich in den jeweils beiden anderen vor. Wenn man sie aber als eine Kette von sinnvollen Übersetzungen behandelt, die jede sozusagen spiegelbildlich für die beiden anderen stehen können — dann hat man sich schon für einen imaginären Zugang entschieden.

Von ihm geht die Suggestion aus, zu „kennen“, wie die Welt „ausieht“. In Bildern allein läßt sich aber nicht verdeutlichen, was der Unterschied ist zwischen dem, was vor uns steht, und dem, was wir uns vorstellen. Alles wird zu anschaulichen „Dingen“. Das Imaginäre ist also nicht ohne weiteres die Wirklichkeit, wie sie sich den Intuitionen jedes Unbefangenen (Bernes „Marsianer“) von selbst eröffnet (Anm. 3), sondern eine (Ver-)Kennung, die wir in die Wirklichkeit hineinbringen (Anm. 4).

Berne ging es um den „Real Doctor“ (1966, S. XVII), das handwerkliche „Gewußt wo“ (1979, S. 15), — um die Möglichkeit also, seelische Prozesse mindestens zu beeinflussen, sie möglichst zu beherrschen. Deshalb waren ihm die Abbilder der Wirklichkeit („Karten“) wichtig, welche die unendliche Vielfalt und Bewegtheit der Realität reduzieren. Allerdings bringt dieser Gewinn an Einfachheit und Übersicht die Gefahr mit sich, Bild und Wirklichkeit zu verwechseln. Berne hat selbst vor diesem Fehler gewarnt (1975, S. 334 f. und S. 337 f.), bewegt sich aber auch selbst oft in der Nähe desselben.

Beispielsweise ist ein lebender Mensch in seinem unmittelbaren Handeln immer schon dem voraus, was irgend jemand als die Zustände dieses Menschen „kennen“ kann. Das vernachlässigte Berne ganz bewußt. Ihm ging es um die mehr oder weniger hohe Wahrscheinlichkeit, mit der man aufgrund der Kenntnis vergangener Befindlichkeiten eines Menschen seine zukünftigen voraussagen kann. Dabei wird der Unterschied zwischen dem realen Menschen einerseits und der modellhaften Vorstellung von ihm andererseits zu einem nie einholbaren Restfehler,

den man praktischerweise in Kauf zu nehmen hat. Ich komme auf diesen Punkt in der nächsten Notiz noch ausführlich zurück.

Bildhafte Veranschaulichungen liegen vor allem den funktionsbeschreibenden Klassifizierungen der Ich-Zustände zugrunde. Das sogenannte Strukturmodell der Persönlichkeit muß man schon mit pseudo-biologischen Phantasien von Kindern und Eltern, die „in“ Erwachsenen stecken, oder entsprechenden Ideen von psychischen Organen ergänzen, wenn es Bilder hergeben soll, — es ist nämlich auf abstrakte Gesichtspunkte lebensgeschichtlicher Rekonstruktion gegründet (siehe hierzu auch Notiz III).

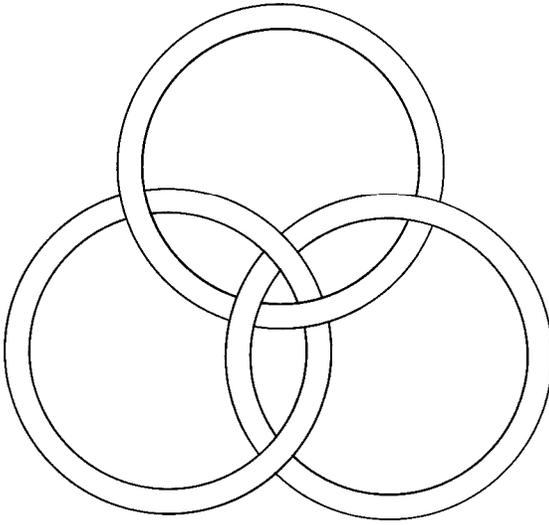
Hier wirkt sich aus, daß das Symbolische wieder anderen Gesetzen als das Imaginäre folgt. Der Sinn, den Worte mitteilen, entsteht weitgehend *z w i s c h e n* ihnen. Es wäre witzlos, eine Sache zu bezeichnen, wenn ich sie nicht von anderen unterscheidet. Symbolisch verschlüsselte Informationen sind ohnehin immer Ausschnitte, Reduktionen von alledem, worauf ich mich beziehen kann, wenn ich denke oder mich jemand mitteile (z. B. **Bateson** 1983, S. 515-529). Aber die Sprache bildet auch in sich ein Netz aus Differenzen (*Slobin* 1974, S. 131 f.), das sich beliebig grob oder fein weben läßt.

Die Eskimos beispielsweise haben mehr Wörter für „weiß“ oder „Schnee“ als wir. Sie vermögen ihre Realität in für sie wichtigen Bereichen entsprechend differenzierter zu befragen, als uns das möglich ist. Andererseits kannten einige alte Sprachen unsere Unterscheidung zwischen „grün“ und „blau“ nicht. Die Bezeichnung Kind-Ich-Zustand teilt uns etwas anderes mit, je nachdem ob wir gerade den Unterschied zum Kind (also nicht seinem Zustand) oder etwa zum Eltern-Ich-Zustand (also einem anderen Zustand) „im Sinn“ haben.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das Reale (z.B. was ein Mensch für einen anderen wirklich ist), das Imaginäre (Spiegelbilder von Menschen) und das Symbolische (unsere Sinnverschlüsselungen in den Differenzen Menschen /nicht Mensch; Menschen allgemein / spezielle Menschen etc.) zusammenhängen wie drei Ringe eines borromäischen Knotens (*Lacan*, zitiert nach *Schneiderman* 1983; Fig. 1). Sie lassen sich nicht voneinander trennen, obwohl keiner von ihnen in einen der anderen einklinkt (von ihm abhängt).

Das heißt für die Ich-Zustände: Es gibt keine realen Ich-Zustände losgelöst von jedem Denken über sie bzw. der Sprache von ihnen. Genauso ist unmöglich, denkend Ich-Zustände zu unterscheiden, ohne gleichzeitig ein Bild, eine Vorstellung von ihnen wachzurufen. Und wiederum ist unmöglich, Ich-Zustände zu unterscheiden und sie sich vorzustellen, ohne sich auf etwas Reales zu beziehen . . . — dem unser Bild als Spiegelung gegenübersteht und das sprachlich von anderen realen Bezugspunkten gesondert wird . . . und immer so weiter.

Die vereinfachenden Gleichsetzungen, mit denen Berne operierte, waren deshalb nicht „falsch“. Es war nicht seine Absicht, genauer zu sein. Er beanspruchte, für seinen Arbeitsbereich praktisch demonstrie-



Figur 3: Borromäischer Knoten
(Erläuterungen im Text S. 8)

ren zu können, daß der Differenziertheitsgrad seiner Theorie nützlich war, um die innere Systematik seines Handelns als Psychotherapeut anschaulich zu machen. Dabei versäumte Berne allerdings, ausdrücklich ins Bewußtsein zu heben und ständig gegenwärtig zu halten, welche Ungenauigkeiten es eigentlich sind, die man für seine spezifische Art pragmatischer Vereinfachung in Kauf nehmen muß.

Es sind beliebig viele solcher Ungenauigkeiten auffindbar, je nachdem, mit welchem theoretischen Differenziertheitsanspruch man *Bernes* Überlegungen konfrontiert. Ich möchte im folgenden das Ich-Zustände-Konzept so weit redifferenzieren, wie mir nötig scheint, um seine ärgsten Ungereimtheiten verständlich zu machen. Es verliert dabei teilweise seine Anschaulichkeit, aber dafür werden seine Beschränkungen deutlicher.

Zuvor jedoch sei das Wichtigste des bisher Erörterten noch einmal zusammengefaßt: Das Konzept der Ich-Zustände ist in drei Bereichen verankert, die bei jedem Entwurf eines Persönlichkeitsmodells verknüpft werden: Wirklichkeit, Anschauung und sprachliche Zeichen. Dem entsprechen die Bewußtseinszugänge des lebendigen Erlebens, der typisierenden Intuition und der logischen Unterscheidung von Ich-Zuständen. Berne favorisierte die Intuition, ohne die Vor- und Nachteile derselben für seine Theoriebildung jemals ausdrücklich zu erörtern.

11. Von der Alltagssprache zu Bernes Modellterminologie

Wenn Berne von Ich-Zuständen spricht, dann bezieht er sich damit auf die seelischen Verfassungen ganzer Personen. Er unterstreicht im-

mer wieder, daß es ihm nicht um „das“ Ich als eine angenommene Instanz oder sonst irgend etwas „hinter“ der erlebbaren Person gehe, sondern um Menschen, wie ihnen jeder begegnen kann – und die eben Ich sagen, wenn sie von sich selbst sprechen (Anm. 5). Das ist verführerisch einfach, scheint es doch bei den Gepflogenheiten der Alltagssprache zu bleiben.

Tatsächlich aber ist das Wort Ich im Alltagssprachgebrauch – wie viele andere Ausdrücke auch – nicht vollkommen eindeutig. Es kann eine handelnde Person im Unterschied zu einer anderen bezeichnen. Es kann aber auch das Subjekt einer Kette von Handlungen im Unterschied zu dem Bild der Person, das aus dieser Handlungskette entsteht, bezeichnen.

Nehmen wir die folgende Aussage eines Klienten als Beispiel: „Ich möchte heute gerne über die Schwierigkeiten sprechen, die ich mit meinen Kindern habe. Wenn der Kleine so oft plärrt, kenne ich mich nicht wieder. Ich möchte ihm eine runterhauen, ich werde richtig zum Kinderhasser, so gereizt bin ich dann. Naja, natürlich tue ich ihm nichts. Ich bin ja schließlich kein Ungeheuer. Aber wie lange habe ich mich noch unter Kontrolle?“

In diesem Text bezeichnet das Wort „Ich“

- eine bestimmte, beobachtbare Person,
- zwei verschiedene Haltungen oder Zustände dieser Person und
- diese Person als Subjekt ihres Handelns.

Mit jenem Ich, das sich unter Kontrolle hat bzw. sich nicht kennt, ist offenbar etwas anderes gemeint als das Ich, das da mehr oder weniger unter Kontrolle ist bzw. bekannt erscheint oder nicht. Die Alltagssprache verwendet den Ausdruck Ich sowohl für die wechselnden Zustände der seelischen Verfassung eines ganzen Menschen als auch für das, was sich in diesen wechselnden Zuständen ausdrückt: was also ein Mensch Ich nennt, obwohl er es nicht im Spiegel sehen kann (Anm. 6).

Bernes psychoanalytischer Lehrer Federn (1978) hatte diese Ambiguität dadurch hervorgehoben, daß er für unmöglich erklärte, sich dem handelnden Ich definierend nähern zu wollen, weil in jeder Bestimmung „das ‚Ich‘, als Sonderwesen der Außenwelt gegenübergestellt, wiederkehrt“. Nach Federns Auffassung kann man nur davon sprechen, wie sich das Ich erlebt, seine Zustände innerhalb vorgestellter Grenzen dieses Erlebens beschreiben. Was sich da erlebt, scheint ihm theoretisch unzugänglich.

Erickson (1977) – *Bernes* zweiter Lehranalytiker – wählt einen vergleichbaren Ausweg. Er konzentriert sich auf die Identitäten des Ich als psychosoziale Sinnkonstruktionen, die in einander ablösenden Krisen ständig revidiert und neu hergestellt werden. Auch für ihn ist das mit diesen Sinnkonstruktionen gemeinte Ich immer nur „in“ den ersteren zugänglich.

Mead (1968), dessen pragmatischer Sozialbehaviorismus neben der Psychoanalyse die zweite theoretische Herkunftslinie ist, die aus sämt-

lichen Texten *Bernes* spricht — obwohl sich letzterer nur einmal ausdrücklich auf ersteren bezieht, — unterschied zwischen „I“ und „Me“. Er meinte mit „I“ das sich erlebende Subjekt, das durch die mit anderen Menschen geteilte Sprache zwar bezeichnet werden kann („Me“), ihr aber im unmittelbaren Handeln immer uneinholbar bleibt.

Welche Betrachtungsweise auch immer man einleuchtend findet, bzw. wie sinnvoll man auch die Idee eines geteilten Selbst (Anm. 7) überhaupt finden mag, in *Bernes* Terminologie ist sie kaum noch thematisierbar. Er schmilzt die Ambiguität des Alltagssprachlichen Ich-Begriffs in einer Vorstellung vom Menschen zusammen, in welcher die Person eben mit der Organisation und Funktion von Organen identisch ist, aus denen — und sonst nichts — sie auch besteht.

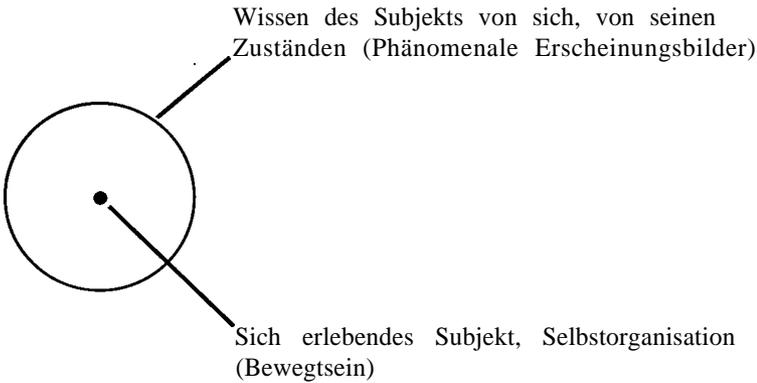
Dabei schiene mir das für sich genommen durchaus noch eine vertretbare Pragmatik: der Mensch, bestehend aus Organen und bewegt von ihrem Zusammenspiel untereinander. Das Problem von *Bernes* Sprachgepflogenheiten fängt aber da an, wo er nicht mehr ein abstraktes Prinzip (Organisation der Organe) als Subjekt des menschlichen Handelns auffaßt, sondern drei Organe selbst (Anm. 8). Das ist eine Verkürzung, deren Nutzen mir nicht einleuchtet und deren verdinglichender Charakter zahlreiche Schwierigkeiten aufgeworfen hat.

Davon lenken die Theorie des „Real Self“ und das Kathexiskonzept nur ab. Ihre vordergründige Anschaulichkeit provoziert eher die Frage, „wer“ denn die Ich-Zustände eigentlich realisiert bzw. die psychischen Organe (Archeopsyche, Neopsyche und Exteropsyche) mit Energie „besetzt“. Vielleicht wollte Berne mit seiner Annahme psychischer Organe nur andeuten, daß er das Subjekt der wechselnden Ich-Zustände im Dunkel noch zu klärender physiologischer Zusammenhänge ansiedelt. Aber meist spricht er von den drei Organen und ihrer Besetzung mit Energie, als seien sie drei Oberhäupter einer Demokratie von Teilpersönlichkeiten in einer Haut — ohne dies im geringsten als Metapher zu kennzeichnen.

Das Organ, welches — so Berne (1961, S. 22-26) — über die höchste Summe aus ungebundener und frei verschiebbarer Energie verfügt, gebietet sozusagen über das Handeln, während das Organ mit der meisten frei verschiebbaren Energie als „das“ eigentliche, wirkliche Selbst erlebt wird. Das mag als Hilfsvorstellung, als Veranschaulichung angehen. Aber Berne kommt an keinem Punkt darauf zurück, daß damit natürlich weiter offen bleibt, wodurch die Bewegungen der „freien“ Besetzungsenergie und das Freisetzen der gebundenen eigentlich geregelt werden. Damit erspart er sich auch die Frage, was eigentlich die drei von ihm angenommenen Organisationsprinzipien der Persönlichkeit („interne“, „externe“ und „wahrscheinlichkeitsorientierte“ Programmierung der Organe) zusammenhält oder koordiniert.

Ich will diese komplizierten Zusammenhänge noch einmal schematisch rekapitulieren. Das Alltagssprachliche Wort Ich schwankt zwischen der Bedeutung des sich selbst bezeichnenden Redenden (in seinen

unterschiedlichen Zuständen) und der Bedeutung der Bewegung, welche die Identität des Redenden durch all seine Zustandsveränderungen hindurch herstellt (Fig. 2):



Figur 2: Schematische Darstellung der verschiedenen Bedeutung des Wortes „Ich“ (Erläuterungen im Text, S. 11-12)

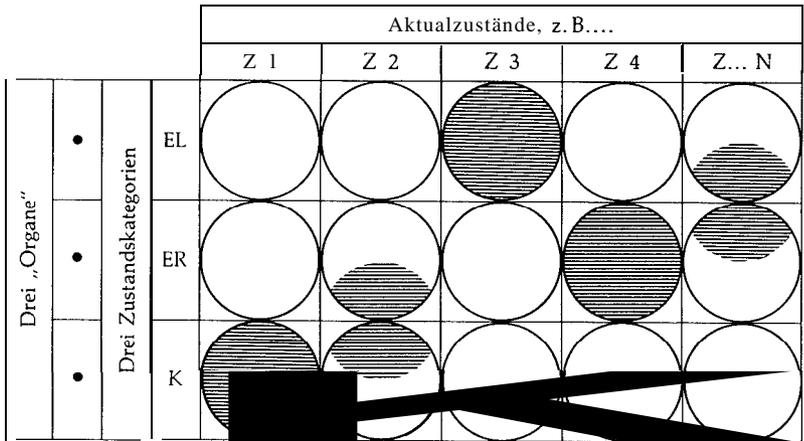
Wenn dieses zwei-be-deutige Ich seine Zustände wechselt, dann bleibt es trotzdem immer Ich, weil es durch alle Veränderungen hindurch nicht zu einer anderen Person wird. Schematisch bedeutet das in dem obigen Diagramm (Fig. 2) und der folgenden Tabelle (Fig. 3), daß der „Punkt“ in dem (oder den) Kreis(en) immer ein und derselbe bleibt. Er ist den verschiedenen Phänomenen, für welche die Kreise stehen, gewissermaßen eingeschrieben. Ohne ihn bezeichnen sie nichts — ohne sie gibt es ihn nicht.

			Aktualzustände, z. B. ...				
			Z 1	Z 2	Z 3	Z 4	Z... N
Ein • „Organisator“	Drei Zustandskategorien	EL			○		
		ER				○	○
		K	○	○			

Figur 3: Das „Ich“ als Organisator verschiedener Zustandskategorien; schematische Darstellung (Erläuterungen im Text, S. 12)

Solange *Berne* mehr oder weniger in diesem Sinne die wechselnden Ich-Zustände seiner Patienten schildert, bleibt er einer alltagssprachli-

chen Heuristik sehr nahe. Er verwendet eine Minimalmatrix aus drei Klassen von Idealtypen menschlich-seelischer Haltungen. Darauf beschränkt er sich aber von Anfang an nicht. Seine zu Definitionen formalisierten Bestimmungen der Ich-Zustände sehen nämlich nicht ein Subjekt in drei phänomenalen Zustandsklassen vor, sondern drei Organe bzw. Organisatoren in drei phänomenalen Zustandsklassen. Das Subjekt des Handelns steckt jetzt sozusagen in der Vorstellung von der frei verschiebbaren Energie des Kathexiskonzeptes. Da Berne diese Energie als auf jedes Organ konzentrierbare beschreibt, aber offenläßt, was ihren Fluß bestimmt, bleibt die pragmatische Konstruktion eines Modells aus drei quasi autonomen Teilpersönlichkeiten übrig (Anm. 9). Letztere sind selbstverständlich ebensolche Veranschaulichungskonstrukte wie jene psychoanalytischen, die Berne so gerne kritisierte.



Figur 4: Energiebesetzung von Ich-Zuständen
(Erläuterungen im Text, S. 13)

Das Bernesche Dreierkonstrukt hat bei aller Anschaulichkeit zwei schwerwiegende Nachteile. Zum einen – das dürfte in den eben ausgeführten Überlegungen deutlich geworden sein – macht es schwierig, sinnvoll von der erlebten Identität eines Menschen zu sprechen. Zum zweiten – und das will ich in der nächsten Notiz näher beleuchten – vernebelt es eine Notwendigkeit, die es durch seinen Anspruch auf formale Widerspruchsfreiheit als Modell selbst verschärft: die Trennung von aktuellem Funktionieren und der Genese der Ich-Zustände bei ihrer Bestimmung.

Ich f a s s e nun vor der nächsten Notiz das Wichtigste aus dieser wieder zusammen: Die Alltagssprache gebraucht das Wort „Ich“ als Ausdruck für den sich selbst bezeichnenden Redenden, als zusammenfassende Bezeichnung für innere Befindlichkeiten und sichtbare Verfassungen, die ein Individuum als das ansehen kann, was es „ist“, und als

Hinweis auf das sich erlebende, sich ausdrückende Subjekt, welches um sich wissen, sich kennen, sich darstellen kann, aber nie mit dem Wissen von sich oder seinen jeweiligen, aktiven Zuständen identisch ist. Die drei Varianten entsprechen den in Notiz 1. unterschiedenen Bewußtseinsregistern. Berne betonte durchweg überwiegend die mögliche Kenntnis eines Menschen seiner selbst. Er sonderte letztere in drei Klassen von Erfahrungsgestalten, die er im gleichen Zug zu quasi autonomen Konstrukten personifizierte. Das schien ihm aufgrund der Organthese logischen Ansprüchen gegenüber ausreichend vertretbar.

111. Bernes pragmatisches Struktur- / Funktionsmodell

Bernes Verknüpfung des – von ihm so genannten – Strukturmodells mit dem funktionsbeschreibenden Zugang zur Unterscheidung von Ich-Zuständen ist seit seinem Tode viel diskutiert worden. Das hat der graphischen Kultur von Drei-Kreise-Diagrammen in der TA zu verwirrender Blüte verholfen.

Ich halte schon die Bezeichnung Strukturmodell nicht für besonders glücklich gewählt. *Bernes* pragmatisches Modell dreier imaginärer Teilpersönlichkeiten ist ein Struktur- / Funktionsmodell. Selbstverständlich umfaßt es von Anfang an auch Funktionsbestimmungen. Von der üblicherweise als funktionsdeskriptiv bezeichneten Variante unterscheidet es sich in der Art und Weise, wie die Sonderung dreier Ich-Zustände begründet wird.

Wenn man sich anschaut, wie Berne (1961, S. 9-18) die zwei Versionen seines Modells einführt, findet man sich mit einer ganzen Reihe von vereinfachenden Gleichsetzungen und impliziten Vorannahmen konfrontiert, die von Berne so selbstverständlich benutzt werden, als liege ihr Nutzen ohne jede Diskussion auf der Hand. Die ersten beiden sind folgende:

- Innere Dialoge, das stille Reden eines Menschen mit sich selbst, werden genauso als Austausch zwischen Ich-Zuständen behandelt wie sozial realer Austausch mit anderen Personen.
- Die Möglichkeit wird postuliert, daß ein Mensch gleichzeitig in zwei vollständig unterscheidbaren Zuständen ist (das impliziert eigentlich von vornherein die Annahme verschiedener psychischer Organe mit quasi autonomem Status).

Diese zwei Implikationen finden sich in der Diskussion des Fallberichtes von Mrs. Primus. Berne charakterisiert einzelne Haltungen der Patientin als

- verführerisch kichernd, verstohlen schauend, ordentlich aufrecht sitzend; und zum anderen
- sachlich, zusammenhängend und angemessen Auskunft gebend.

Dann idealtypisierte Berne diese Verhaltensweisen als

- „Bad Sexy Girl“ und „Good Prim Girl“; sowie
- „Responsible Housewife“.

Er spricht von „Shifts“ (Wechseln) zwischen „Mental States“ (ganzheitlich seelischen Haltungen). Dabei macht er keinerlei Unterschied zwischen den Gesten und Verhaltenssignalen, mit denen Mrs. Primus nach außen (ihrem Arzt) anzeigt, „wo“ sie ist, und jenen gedachten Symbolen, mit denen sie sich selbst anspricht. Das erlaubt Berne, den „inneren Zustand“ des Stimmenhörens, den Mrs. Primus ergänzend zu den – äußerlich sichtbaren – Zustandsphasen des „Bad Sexy Girl“ beschreibt, als eigenständige Konstellation anzusehen. Er übernimmt dafür Mrs. Primus’ eigene Typisierung vom „Man Calling Her Names“ (1961, S. 13). Berne behandelt also durchaus auch als Ich-Zustand, daß jemand in einer vorgestellten Stimme zu sich redet, selbst wenn letztere dabei als extern erlebt wird.

		Situative Realisationen, z. B. ...		Typisierende Benennung	Umschreibende Verallgemeinerung	
		Z 1	Z 2			
Mrs. Primus	EL	außen		schmutziger Mann	wie ihr Vater	
		innen	schmutzig zu einem Kind redend			
	ER	außen	sachlich Auskunft gebend	verantwortungsbewußte Hausfrau	wie eine erwachsene Frau	
		innen	sich konzentrierend			
	K	außen	verstoßen kichernd	ordentlich sitzend	verführerisches/ordentliches Mädchen	wie ein kleines Kind
		innen	Stimmen hörend			

Tabelle 1: Funktionsbeschreibende Unterscheidungen von Ich-Zuständen am Beispiel von Mrs. Primus.
(Erläuterungen im Text, S. 15/16)

Das ist einer der typischen Punkte, wo Berne dem Pragmatismus Meads folgt, in dem Denken immer ersetzt Handeln ist und vokale Symbole wie Gesten aufgefaßt werden, also ein unmittelbar mögliches Handeln versinnbildlichend. – Ich gebe hier die Falldarstellung von Mrs. Primus noch einmal in stark schematisierter Form wieder. Da-

durch wird *Bernes* allmähliches Herauskristallisieren von „Ich-Zuständen“ in Form zunehmend verdichteter Deskriptoren deutlich: Narrative Beschreibungen werden zu Idealtypisierungen und diese wiederum zu Klassifikationen ganzheitlich seelischer Haltungen. Man könnte auch sagen, daß der Fall von Mrs. Primus das Paradigma des funktionsbeschreibenden Unterscheidens von Ich-Zuständen darstellt (Tab. 1; siehe hierzu auch Tab. 2, S. 16):

Danach folgt dann der Falltext über Ed Segundo. Daran ist allein schon bemerkenswert, daß *Berne* zuerst die deskriptive Sonderung dreier Phänomentypen demonstriert, und zwar ohne analytische Begründung, sozusagen „face evidence“ beanspruchend (im Fall Mrs. Primus) — und d a n n erst die Entstehungslegende seines Modells vorstellt: eben den Fall des Mr. Segundo, der angeblich die Idee der Strukturanalyse initiierte. Ich komme auf diese Reihenfolge noch zurück. Um entsprechende Vergleiche zu erleichtern, gebe ich auch den Fall Segundo zunächst in stark schematisierter Form wieder (Tab. 2).

		Situative Realisationen, z.B.	Typisierende Benennung	Umschreibende Verallgemeinerung	
...Mr=sgun.do	EL	außen	großzügig spenden	Philanthrop	Elternhaltung
		innen			
	ER	außen	besonnen handeln	Rechtsanwalt	Erwachsenenhaltung
		innen			
	K	außen	Cowboy spielen	Kleiner Junge	Kindhaltung
		innen			

Tabelle 2: Funktionsbeschreibende Unterscheidung von Ich-Zuständen am Beispiel von Mr. Segundo
(Erläuterungen im Text, S. 16)

Dieser Fall — den man auch das Paradigma des rekonstruierenden Unterscheidens von Ich-Zuständen nennen könnte — enthält erneut einige wichtige Implikationen:

– Die rekonstruierten Erstrealisationen von Ich-Zuständen werden als Bestätigung bzw. Begründung für die Benennung auch der aktuellen Realisationen herangezogen, welche Berne im funktionsbeschreibenden Unterscheidungsraster für „die“ drei Klassen von Haltungstypen wählte. Das schließt einmal mehr ohne Diskussion die Idee ein, daß beide immer phänomenale Auswirkungen der gleichen Organe sind. Das heißt, Berne legt nahe, daß jemand, der – wie etwa Mr. Segundo – als Kind gern Cowboy spielte, auch als Erwachsener im Zustand des Kindheits-Ichs (und keinem anderen!) sein wird, wenn man beobachten kann, daß er wiederum in irgendeiner Weise Cowboy spielt.

– Ferner wird im Fall des Mr. Segundo die Rückbindung eines aktuellen Ich-Zustandes an dessen introspektiv (re-)konstruierte Erstrealisation wie eine selbstverständliche Extrapolierung der *Gene* dieses Zustandes behandelt. Das heißt beispielsweise, daß alles, was aktuell dem Eltern-Ich-Zustand zuzuordnen ist, nicht nur schon immer in diesem Zustand realisiert wurde, sondern auch auf jeden Fall in seinem *Ursprung* maßgeblich durch die Eltern konstelliert wurde. Berne benutzt die Vieldeutigkeit umschreibender Redewendungen („Wie die Eltern...“, „Wie früher als Kind...“, „Wie ein Erwachsener...“), um eine intuitive Phänomenologie mit einer rekonstruierten *und* deren analytisch unterstellten „Verursachern“ zu verschmelzen.

Bis hierher lassen sich folgende modellbildende Schritte zusammenfassen:

- Deskriptiv, intuitive Rasterung von Verhaltens-/Erlebensgestalten in drei Klassen von Idealtypen,
- Parallelisierung von „Innen“ und „Außen“ in der Gleichbehandlung als Realisationsfelder personaler Zustände,
- Rekonstruierend, introspektive Rasterung von Verhaltens-/Erlebensgestalten in drei Kategorien,
- Parallelisierung der intuitiven Rasterung und der introspektiv rekonstruierenden,
- Festschreiben formalisierter Benennungen aus den übereinstimmenden, umschreibenden Kennzeichnungen der drei sich ergebenden Teile in beiden Rastern.

All diese Schritte werden von Berne mit solch verbaler Eleganz und Selbstverständlichkeit vollzogen, daß man nur allzu leicht übersieht, wie sehr sie – allenfalls bis auf den ersten – einer Begründung bedürfen. *Bernes* Begründung ist eigentlich nichts weiter, als daß seine Herangehensweise sich in der praktischen Erfahrung als nützlich erwiesen hat. Die Organannahme stellt er auf, um eine minimale, vorläufig *logische* Erklärung für seine Verknüpfungen anzubieten; zum gleichen Ergebnis führte uns aus einem anderen Blickwinkel schon die Notiz II.

Wenn man nun *Bernes* Schritt der Organannahme *nicht* mitvollzieht, dann ergeben sich vor allem zwei Probleme. Zum einen ist da die Frage, wie sich die Parallelisierung von „inneren“ Ich-Zuständen mit „äußeren“ damit vereinbaren läßt, daß es sich jeweils um ganz-

heitlich seelische Verfassungen handeln soll (Anm. 10). Ich gehe diesem Punkt hier nicht näher nach; er würde uns lediglich zu den Überlegungen von Notiz II zurückführen.

Das zweite der beiden besagten Probleme ist dies: Berne nennt keinen zwingenden Grund, auszuschließen, daß die Erstrealisation eines Haltungstyps im Laufe der Lebensgeschichte eines Menschen von demselben in Form und Bedeutung gewandelt wird. Gewiß, — wenn immer nur ein existentielles „Teil“subjekt bestimmte Zustände gestaltete, so könnte es auch für all dessen Realisationen zuständig bleiben. Aber wenn die Idealtypisierung menschlicher Zustände nur durch Kategoriennetze entsteht, die wir über die Texte legen, in die sich ein handelndes Subjekt eingeschrieben hat, das sich fortwährend weiterwandelt, — dann ist die Zuordnung von aktuellem Realisationsbild eines Ich-Zustandes und dem Erstrealisationsbild desselben zur gleichen Kategorie nur noch eine logische Möglichkeit und keine Notwendigkeit. (Das wurde bisher am deutlichsten von Schmid (1986, S. 24) problematisiert.)

Aus der verinnerlichten Wahrnehmung von Eltern in kritischer Haltung beispielsweise können abstrakte Regulative besonnenen Handelns werden. Genauso können Fähigkeiten, die ursprünglich als reines „Gewußt wie“ des Erwachsenen-Ichs erworben wurden, bei entsprechender Realisation Eltern-Ich-Bedeutung erhalten — wenn etwa aus „So räumt man ein Zimmer auf“ wird „Nur so ist ein Zimmer aufgeräumt“. Hätte Berne also die Organe nicht angenommen, dann hätte er nur von der praktischen Bewährung der gleichlautenden Umschreibung dreier Kategorien sowohl innerhalb eines funktionsbeschreibenden als auch eines rekonstruierenden, logischen Bezugssystems sprechen können — von der praktischen Nützlichkeit seiner persönlichen Intuitionen also, denen er mit der Organannahme den Status physisch objektiver Gegebenheiten einräumt.

Nun läßt sich auch vermuten, warum er die erste ausführliche Darstellung seines Konzeptes nicht mit dessen angeblicher Entstehungsgeschichte anfang. Er wollte wohl demonstrieren, daß sich der unbefangenen, intuitiven Schau auf schnellstem Wege ein Verständnis erschließt, das man zwar auch über den Umweg analytischer Introspektion erwerben kann, aber nicht braucht, weil beide nur phänomenale Auswirkungen ein und derselben physisch realen Sache erfassen.

Was auch immer der Grund wirklich war, Berne übergeht mit seiner selbstverständlichen Parallelisierung der beiden Zugänge zur Ich-Zustands-Bestimmung die spezifischen Unterschiede ihres theoretischen Aufbaus. So bleibt von der Frage, ob *Bernes* funktionsbeschreibende Dreiteilung eigentlich eine nützliche Gliederung ist, bzw. wie er sie begründet, nur übrig, wie man die drei Funktionstypen möglichst kurz und treffend erfassen kann (Anm. 11). Und aus der Frage, ob Berne einen leistungsfähigen Rekonstruktionsansatz verfolgt hat, wird gar die, wie man die psychischen Organe nachweisen kann (*Millard*

Nims 1981). Bis heute ist aber nichts dergleichen gefunden worden (Anm. 12). Die Nützlichkeit ihrer Annahme hat sich ständig neu zu bewähren, oder wir sind in einem Dogma befangen.

Das größte Problem, das sich Berne mit seinem „pragmatischen Absolutum“ einhandelte – dem Angelpunkt der Gleichsetzung von Organen, Phänomenen und Substantiven sowie der Parallelisierung von Funktionsbeschreibung und Rekonstruktion, – war aber sicher jenes, daß er von der Möglichkeit des lebensgeschichtlichen Bedeutungswandels erworbener Ich-Zustands-Konstellationen ablenkte. Berne hat die Fragen, die das aufwarf, nicht übersehen. Anstatt jedoch die Grundannahmen seines Modells zu sichten, erweiterte er sie um Hilfskonstruktionen. So benutzte er das Bild des „inneren Dialogs“ (Anm. 13). Es verstärkt den verdinglichenden Charakter des Struktur- / Funktionsmodells und ist der Ersatz Bernes für eine zusammenhängende Theorie des handelnden Subjekts. Im inneren „Verständigungsprozeß“ der Teilpersönlichkeiten untereinander fallen gemeinsame „Entscheidungen“, zu denen aber auch jede der drei einzeln fähig sein soll.

Als weitere Hilfskonstruktionen wurden elternhafte, erwachsene und kindhafte Substrukturen in jeder der drei Hauptphänomengruppen gesondert (Berne 1986), S. 207-216). Das aber widerspricht wiederum der Ausgangsannahme von der Zuständigkeit eines Organs pro Gruppe, denn jetzt soll sich in jedem Ich-Zustand des Gesamtmodells der lebensgeschichtliche Niederschlag j e d e s Organs finden lassen. Im Eltern-Ich und im Kind-Ich hilft sich Berne jedoch mit entwicklungspsychologischen Vorstellungen weiter. Was ehemals eigentlich die ständige Ursprungsgegenwart der eigenen internen (K) und externen (EL) Vergangenheit war, wird nun als Teil lebensgeschichtlicher Reihen von Momentaufnahmen betrachtet: Im Eltern-Ich Reihen von Generationen und im Kind-Ich Reihen von Lebensjahren e i n e s Menschen selbst (also zusätzlich ein Bruch in der formalen Einheitlichkeit des Modells, denn Generationen umfassen schließlich immer die Lebensjahre m e h r e r e r Menschen).

Berne hat eine Subunterteilung bekanntlich auch für das Erwachsenen-Ich versucht, aber später nicht weiterverfolgt (1961, S. 211 f.). Er nannte dieses Thema einen „obskuren“ Bereich der Strukturanalyse. Das integrierte Erwachsenen-Ich wäre ihm sicher nicht so rätselhaft erschienen, wenn er sich darüber klargeworden wäre, daß er erst durch sein Modell die Idee einer integrierten Persönlichkeit terminologisch aufgelöst hatte.

Wahrscheinlich ist aber das konsequente Weitertreiben der Ich-Zustands-Subunterteilungen höherer Ordnung eine der wenigen Möglichkeiten, Bernes Modell auszubauen, ohne es offen im Ansatz neu formulieren zu müssen. Was dann entsteht, ist ein dreiteiliges Modell mit beliebig vielen Jahresringen in jeder der drei Phänomengruppen. Diese Ringe sind für jedes Lebensalter als funktionsbeschreibende Momentaufnahmen aufeinander beziehbar. Die konsequenteste Vertre-

terin dieser Vorgehensweise scheint mir *English* (1977, S. 301-327) zu sein. Sie besaß allerdings auch die theoretische Klarheit, ab einem bestimmten Punkt auszusprechen, daß hier Bernes Modell eine Veränderung erfährt, die auf die Untersuchung lebensgeschichtlich gereifter, existentieller Verhaltensmuster hinausläuft. Darüber hinaus hat sie durch ihre metaphorische Annahme der drei „Musen“ (gleichsam ein weibliches Äquivalent zu Trieben) eine Möglichkeit geschaffen, innerhalb des Berneschen Modells wieder sinnvoll analytisch die Frage des handelnden Subjekts (im Unterschied zum Wissen von ihm) zu thematisieren. Obwohl sie in manchen Dingen besonders radikal über ihren Lehrer hinausgeht, baut sie den Berneschen Entwurf wesentlich um, ohne sein Konzipierungsprinzip offen zu verwerfen (Anm. 14).

Berne hat weder eine solche Lösung „nach vorn“ bewerkstelligt, noch hat er je seine Grundannahmen revidiert – und das, obwohl er zum Teil selbst Schlüsselüberlegungen dafür anbot, wie z. B. die Unterscheidung von Organprogrammen und deren Determinanten innerhalb des Strukturmodells (1961, S. 264-270). Ich sagte schon, daß der herkunftskonstruierende Raster die Rückbindung von aktuellen Ich-Zuständen auf ihre Erstrealisation noch einmal mit der Entstehungsanalyse der letzteren mischt. Dafür hatte Berne vorgeschlagen, drei Instanzen zu unterscheiden: Die Phänomene der Ich-Zustände, die zugrundeliegenden Organ p r o g r a m m e („Organizers“) und die D e t e r m i n a n t e n , durch welche die Programme beeinflußt werden. Unter den Determinanten stellte er sich externe Einflüsse, interne (biologische) Impulse und Prozesse vermittelnder Selbstregulation vor. Der letzteren wird zugeschrieben, was zwischen den Polen „extern programmiert“ und „intern programmiert“ neutral ausfällt (Anm. 15). Daher dürfte die Tatsache rühren, daß so viele Beschreibungen des Erwachsenen-Ichs aus Verneinungen bestehen („nicht voreingenommen“, „frei von Impulsivität“ und dergleichen mehr). Sie gipfeln oft in dem Vergleich mit einem Computer, – man möchte fast polemisch umformulieren: „nicht wie ein Mensch“. Der rekonstruierende Raster steht also durchaus der konfliktpsychologischen Denkweise *Freuds* nahe, läßt sich auf eine Subjekt-Umwelt-Dialektik zurückführen.

Den logischen Schlüssel für Unvereinbarkeiten des rekonstruierenden mit dem funktionsbeschreibenden Raster zur Bestimmung von Ich-Zuständen liefert der angesprochene Zusammenhang insofern, als sich der funktionsbeschreibende Raster genuin dreigliedrig aufbauen läßt. Man kann das Erwachsenen-Ich hier inhaltlich selbständig gegen Eltern-Ich und Kind-Ich absetzen, und empirisch belegte Daten zeigen, daß Anwender der TA das auch ständig tun (*Kuijt* 1980).

Ich will meine Anmerkungen mit einem letzten Beispiel schließen, wie Berne selbstgeschaffenen Möglichkeiten zur Sichtung der eigenen Idee nicht konsequent nachging. Dazu seien die zwei Bestimmungsra-ster, von denen ich spreche, noch einmal schematisch dargestellt (Tab.

3 und 4). Es handelt sich um Formalisierungen der paradigmatischen Beispiele von Mrs. Primus und Mr. Segundo.

			Deskriptiv verstandene Umschreibung	Funktionstypenklassifizierung
			Ich-Zustand-Bestimmung nach dominanter Funktionsqualität (aktuelle Realisation durch die „Organe“)	EL
BW	kategorisierend, definierend			
ER	BZ	„wie Erwachsene“ (Realität untersuchend)		erforschendes/veränderndes Bezogensein auf andere
	BW			identifizierend, analysierend
K	BZ	„wie Kinder“ (Realität erlebend)		bedürftendes / begehrendes Bezogensein auf andere
	BW			erlebend, erfahrend

Tabelle 3: Formalisierte Darstellung der paradigmatischen Beispiele von Mrs. Primus und Mr. Segundo'

(Anmerkungen:

BW = Bewußtseinsqualität („Innen“)

BZ = Qualität sozialen Bezogenseins („Außen“):

weitere Erläuterungen im Text, S. 20)

In beiden Tabellen ist durch die Schematisierung leicht zu sehen, daß sich hinter den beiden Bestimmungsrastern jeweils zwei von *Berne*s Diagnosearten verstecken, mit denen er Ich-Zustände ermittelte. Das funktionsbeschreibende Raster kommt – kommunikativ gesehen – durch das zustande, was Berne die Verhaltensdiagnose und die Soziale Diagnose nennt. Das rekonstruierende Raster entsteht durch das, was Berne die Historische Diagnose und die Subjektive Diagnose nennt (1979, S. 197 f.). Er hatte nämlich inzwischen das Postulat aufgestellt, daß ein Ich-Zustand nur mit letzter Sicherheit als zuverlässig bestimmt angesehen werden dürfe, wenn er in allen vier Diagnosearten als derselben Kategorie zugehörig erscheint. Diese Forderung ist aus praktischen Gründen schon selten zu erfüllen, das sah Berne selbst. Aber sie ist außerdem theoretisch unvollständig.

			Rekonstruierend verständene Umschreibung	Rekonstruktionskategorien
Ich-Zustand-Bestimmung nach rekonstruierter Herkunft (Erstrealisation und deren Determination)	EL	Ort	wie früher Andere (spez. die eig. Eltern)	Impulse und Bedürfnisse anderer prägen das Muster
		zeit		zurückliegend (spez. frühe Kindheit)
	ER	Ort	wie heute selbst	autonome Selbstregulation prägt das Muster
		zeit		neueren Datums (spez. nach der Adoleszenz)
	K	Ort	wie früher selbst (spez. als Kind)	Eigenimpulse und -bedürfnisse prägen das Muster
		.. N		zurückliegend (spez. frühe Kindheit)

Tabelle 4: Formalisierte Darstellung der paradigmatischen Beispiele von Mrs. Primus und Mr. Segundo
(Anmerkungen:
Zeit = lebensgeschichtliche Herkunftszeit
Ort = lebensgeschichtliche Determinationen);
weitere Erläuterungen im Text, S. 21)

In der praktischen Arbeit ist selten soviel Material über einen Klienten zugänglich, daß alle vier Diagnosearten angewendet werden können. Aber das ist kein Grund, die Fragen offenzulassen, welcher Schluß gezogen werden soll, wenn zwar alle vier Diagnosemodi erfüllt werden können, aber trotzdem zu keinem übereinstimmenden Ergebnis führen. Dazu hat Berne nichts gesagt. Daher wirkt sein obengenanntes Postulat wie eine Beschwörung seiner Auffassung, daß Herkunftskonstruktion und Funktionsbeschreibung in jedem Falle eine übereinstimmende Unterscheidung von Ich-Zuständen erlauben. Darin zeigt sich noch einmal die Bedeutung der Organannahme als methodologischer Leim, der *Bernes* Modell zusammenhält. Wären die Organe physische Realität, wären Struktur und Funktion tatsächlich nur zwei Aspekte ein- und derselben Sache. Als theoretische Kategoriensysteme fallen sie – je nach den verwendeten logischen Bausteinen – durchaus nicht immer gleichsinnig aus.

Ich fasse nun die von mir unterschiedenen logischen Ebenen in *Bernes* Modell noch einmal als Überblick zusammen. Wohlgermerkt: Das beinhaltet eigentlich schon eine korrigierende Auslegung, denn

Berne hat die beiden ersten von mir genannten Ebenen nicht getrennt; sie sind in dem umschlossen, was er seine heuristische Erörterung der Ich-Zustände nannte. Der Vollständigkeit halber habe ich daher auch die Ebene des instrumentellen Einsatzes von *Bernes* Konzept aufgenommen. Sie taucht in den obigen Notizen nicht auf; schon Berne selbst hat sie jedoch als „Sozialpsychiatrie“ von seiner Heuristik abgesetzt, d.h. sie als Anwendungslehre gesondert dargestellt (1961, S. 77-203).

Ebene A) Heuristische Idealtypen

- Real: Erlebbar Veränderungen (Shifts) in der psychischen Gesamtverfassung (Mental States) eines Menschen
- Imaginär: zu drei Klassen zusammengefaßte Phänomenreihen aus jeweils unbegrenzt vielen Typisierungen
- Symbolisch: drei umschreibende Benennungen der letzteren.

Ebene B) Pragmatische Konstrukte

- Objektivierung durch den Aufweis und die Zusammenfassung spezifischer Funktionsgruppen (Verhaltensdiagnose, Soziale Diagnose, Listen mit „Behavioral Clues“ (Anm. 16))
- Struktur-/Funktionsmodell imaginärer Teilpersönlichkeiten (Phänomenologie, Organannahme, Kathexiskonzept)
- Begründung durch herkunftsrekonstruierend gewonnene Kategorien (Historische Diagnose, Subjektive Diagnose, Subunterteilungen höherer Ordnung).

Ebene C) Anwendungslehre

- Interaktionsanalyse durch Aufeinanderbeziehen jeweils zweier Struktur-/Funktions-Modelle (Situative Querschnitte: Transaktionsanalyse im eigentlichen Sinne)
- Beziehungsanalyse durch Aufeinanderbeziehen jeweils zweier Struktur- /Funktions-Modelle (Längsschnittmuster aus Transaktionsstereotypien)
- Psychogenetische Analyse von einzelnen Ich-Zustands-Gruppen durch Aufeinanderbeziehen mindestens dreier, familiär zusammenhängender Struktur- / Funktions-Modelle (Skriptmatrix).

Auch die wichtigsten Gedanken der Notiz III seien noch einmal thesenartig zu sagen: Wenn man die Organthese *Bernes* probehalber als methodologisches Hilfsmittel aus seiner Theorie ausklammert, dann bleiben zwei Unterscheidungsraster zur Bestimmung von Ich-Zuständen übrig: Eine deskriptive Minimalmatrix dreier Klassen heuristischer Idealtypen und eine Trias aus Gesichtspunkten lebensgeschichtlicher Rekonstruktion, welche letztere sich allerdings auf eine Wechselbeziehung zwischen Selbst und Anderen bzw. „Innen“ und „Außen“ zurückführen läßt. Es ist keine empirische Tatsache, daß die beiden Unterscheidungsraster immer zu den gleichen Bestimmungsergebnissen führen, sondern ein modellstützendes Postulat *Bernes*, daß

nur als Ich-Zustand gelten soll, was in beiden Rastern den gleichen Kategorien zufällt.

Erste Schlußfolgerungen und Nachsatz

Ich sehe bisher nur die folgenden Wege, die oben angesprochenen, gedanklichen Grauzonen zu vermeiden. Im pragmatischen Struktur- / Funktionsmodell sind Rekonstruktion und Deskription strikt getrennt zu halten – letztlich als zwei Modelle. Dann müßten hier die gleichlautenden Benennungen überdacht werden. Und die Dreiteilung des funktionsbeschreibenden Zugangs wäre neu zu begründen, bzw. nur noch als Minimalmöglichkeit auszuweisen, so wie es beispielsweise Schmid (1986, S. 26 f.) vorschlägt. Oder man bezieht sich auf die heuristischen Typen *Bernes*, aber unter Annahme eines existentiellen Subjekts, das in seinen wechselnden Zuständen nie aufgeht. An die Stelle des verdinglichten Teilpersönlichkeitsmodells treten dann wieder drei Klassen von Erfahrungsgestalten menschlich seelischer Haltungen bzw. ihre umschreibenden Benennungen. Das beliebte Drei-Kreise-Diagramm ist dann als Klassifikationsschema anzusehen, sonst steht es fraglos für das Teilpersönlichkeitenkonzept.

Eine konstruktive Sichtung der Gedanken *Bernes* scheint mir lohnend. Ich glaube, daß seine Theorie Möglichkeiten bietet, die noch nicht ausgeschöpft sind und auf die ich im Rahmen meiner kurzen kritischen Skizzen nicht eingegangen bin. Für besonders vielversprechend halte ich eine differenzierte Weiterentwicklung der Konzeption vom „Bezugsrahmen“ (Schiff 1975, S. 49 ff., in systemisch erweitertem Verständnis bei Schmid 1986, S. 75-78), durch welche sich die vordergründige Veranschaulichung des „inneren Dialogs“ um die Dimension der Sprachanalyse bereichern läßt – und ferner den Ansatz, *Bernes* Transaktionsbegriff mit der Idee von Selbst-Selbstobjekt-Relationen (Kohut 1979, Moiso 1985) zu verknüpfen. Denn das erscheint mir als eine gute Möglichkeit, *Bernes* Modell aus der Nähe eines unangemessen mechanistischen Bildes von Verständigung zu lösen. Aus Platzgründen habe ich mir hier eine Illustration meiner Ausführungen durch praktisches Fallmaterial versagt. Dies soll bei anderer Gelegenheit nachgeholt werden.

Rolf Wartenberg, geboren 1952, ist Klinisches Mitglied der DGTA. Magister in Erziehungswissenschaft/Soziologie 1977. Danach sechs Jahre ambulante Beratung von Suchtkranken. Seit drei Jahren Tätigkeit in Studentenberatungsstelle und privater Praxis.

Anmerkungen

- 1) Ich benutze hier den Ausdruck „das Symbolische“ nur für das Universum sprachlicher Signifikanten, besonders das Netz ihrer Relationen untereinander. Diese Sprachregelung übernehme ich von *Lacan* (1979).
- 2) Diese Sichtweise ist die des Sozialbehaviorismus *Meads* (1968). **Berne** nimmt nur im Zusammenhang mit seiner Spielanalyse einmal direkt auf **Mead** Bezug. Aber sein

Denken ist durchsetzt mit Zügen der pragmatischen Sozialpsychologie des letzteren. Kritisches dazu entnahm ich vor allem **Brumlik** (1973, S. 22-37).

- 3) Vor mehr als fünf Jahren stellten die Daten einer empirischen Untersuchung **Bernes** Auffassung in Frage, Unbefangenheit und Intuition seien wichtigere Voraussetzungen für das Bestimmenkönnen von Ich-Zuständen als Ausbildung und Intelligenz (**Meagher** 1981). Ich kenne keine Resonanz auf diese Veröffentlichung.
- 4) Zum Zusammenhang zwischen Imaginärem und Macht vergleiche **Lipowatz** (1982, vor allem S. 4-24). Von zenbuddhistischer Philosophie angeregt und in TA-Sprache setzt sich **Harding** (1986, S. 99-110) mit der gleichen Problematik auseinander.
- 5) Die Auffassung des Wortes Ich als Ausdruck des „sich selbst bezeichnenden Redenden“ bzw. dessen „okkasionelle“ Bedeutung je nach Kontext geht über **Bernes** Lehrer **Federn** auf die Phänomenologie **Husserls** zurück. Kritisches hierzu bei **Weber** (1978, s. 71 ff.).
- 6) Es geht hier nicht um eine selbständige, transzendente Seele, wie sie viele Religionen voraussetzen. Das Ich, welches im Spiegel zu sehen ist, und jenes, das in den Spiegel schaut, lassen sich nur logisch unterscheiden, nicht praktisch. Es hat aber praktische Folgen, die beiden logisch gleichzusetzen.
- 7) Wenn man bedenkt, wie viele Autoren diese Thematik gerade zu **Bernes** Lebzeiten diskutiert haben, ist das relativ geringe Echo unter den transaktions-analytischen Autoren erstaunlich. Immerhin wurde da, beispielsweise bei **Laing** (1977, S. 44 f.), ganz gezielt gegen den Transaktionsbegriff polemisiert.
- 8) **Berne** (1961, S. 264-270) hat zwar selbst einmal auf die Möglichkeit hingewiesen, Determinanten, Organisatoren und Phänomene zu unterscheiden, hat aber von dieser Möglichkeit kaum ausführlich Gebrauch gemacht (siehe hierzu auch Notiz III).
- 9) **Bernes** Konstruktion von Teilpersönlichkeiten findet sich – aus einem anderen Blickwinkel – sehr treffend charakterisiert bei **Schlegel** (1984, S. 17-19). Ich wurde durch ihn zuerst auf diesen Aspekt aufmerksam.
- 10) Meines Wissens war es wiederum **Schlegel**, der darauf aufmerksam gemacht hat, daß es natürlich sinnvoll möglich ist, von Haltungen eines Menschen gegenüber sich selbst zu sprechen – nicht nur gegenüber anderen. Das ist ein schönes Beispiel für die logische Spannung, die in dem Wort Ich liegt.
- 11) Es geht da meist um die Entwicklung von standardisierten Papier- und Bleistiftinstrumenten, also Beobachtungsleitfäden oder Selbsteinschätzungsbögen, so z. B. **Thome & Faro** (1980, S. 49-53).
- 12) Die Idee psycho-physiologischer Korrelationen wurde mit dem Buch „Doctor F. J. Galls neue Entdeckungen in der Gehirn-, Schädel- und Organlehre“ publik, das 1807 (Karlsruhe) erschien. Das war noch eine völlig spekulative Arbeit. Heute kann zwar eine gewisse funktionelle Topologie der Hirnrinde nicht mehr bezweifelt werden, aber sie ist nur grob erforscht. Es gibt keine differenzierte, psychologische Theorie, welche in der besagten Topologie auch nur ihre Grundbegriffe vollständig repräsentiert findet. Daran haben auch die Experimente von **Penfield** nichts geändert, die **Berne** gelegentlich als Stütze für seine Annahmen zitierte.
- 13) In dem Kapitel „Das mobile Selbst“ (**Berne** 1975, S. 216-221) läßt sich eindrucksvoll verfolgen, wie **Berne** die Idee eines sich erlebenden Subjektes selbst einführt und dann allmählich in verdinglichende Bilder dreier Teilsubjekte auflöst, die miteinander reden, sich ineinander hineinversetzen usw., usf.
- 14) Ihre inneren Konflikte um die Auseinandersetzung mit dem verehrten Lehrer sind sicher auch bei anderen wirksam gewesen (**English** 1981, S. 46-50).
- 15) **Berne** wollte selbstverständlich auf etwas anderes hinaus. Offenbar ließ er sich durch **Hartmanns** Idee einer „konfliktfreien Zone“ personaler Qualität inspirieren (**Hartmann** 1972). Nur besaß **Hartmann** im Gegensatz zu **Berne** die Klarheit, seine Idee mit

der strikten Forderung nach getrennter Erörterung von Funktion und Genese in der psychoanalytischen Theorie zu verbinden.

- ¹⁶⁾ Ich bin auf diese Listen, die, meist tabellarisch geordnet, in fast keinem Lehrbuch der TA fehlen, im Text der Notizen nicht eingegangen (vgl. z.B. **Berne** 1961, S. 62-66, oder auch *Woollams & Brown* 1979, S. 27).

Zusammenfassung

Jedes Modell von menschlichem Erleben und Verhalten bezieht die drei Bereiche der realen Körperlichkeit, der Anschauung und der sprachlichen Zeichen aufeinander, und zwar jeweils den spezifischen Fragen entsprechend, die mit dem Modell beantwortet werden sollen. **Bernes** Konzept der Ich-Zustände spricht schwerpunktmäßig das Imaginäre an, insofern es eine anschaulich vereinfachte Kenntnis der seelischen Wirklichkeit erleichtern soll. — **Berne** geht von Alltagssprachlichen Typisierungen seelischer Haltungen zu deren dreigeteilter Klassifizierung über. Diese wiederum hat er mit personifizierenden Umschreibungen benannt, die sich sowohl als intuitiv beschreibende Charakterisierungen wie auch als lebensgeschichtliche Rekonstruktionen auffassen lassen. Gegenüber logischen Ansprüchen sichert **Berne** diese Verklammerung durch das Postulat dreier psychischer Organe ab, deren Programme angeblich interne, externe und vermittelnde Determinanten in drei bestimmte Arten von Ich-Zuständen ausgestalten. So entstehen pragmatische Konstrukte von quasi autonomen Persönlichkeitsteilen. Außerdem scheint auf diese Weise unmittelbare Intuition als Mittel zur Bestimmung von Ich-Zuständen die gleichen Resultate zu sichern wie ihre Bestimmung durch zeitaufwendige lebensgeschichtliche Rekonstruktion. — Dieses Vorhaben erschwert die Thematisierung von Problemen der Ich-Identität, lenkt von der Möglichkeit lebensgeschichtlichen Bedeutungswandels einmal erworbener „Programme“ ab und stellt pragmatische Veranschaulichungen voreilig als unmittelbare Evidenz dar. — Der Autor des obigen Artikels bietet einen Vorschlag zur Unterscheidung dreier logischer Ebenen in **Bernes** Modellbildungsprozeß an: Beschreibung heuristischer Typen, pragmatische Konstruktion von Teilpersönlichkeiten und Einsatz der letzteren als Mittel theoretischer Analysen.

Summary

Every model of human experience and behavior relates the realms of physical reality, imagination and language symbols to each other — depending on the specific questions the model is expected to answer. **Bernes** concept of ego-states addresses mainly the world of imaginative pictures as it is designed to support a pictorially simplified knowledge of mental reality. — **Berne** moves from the typifications of mental states that everyday-language offers to their classification in three sections. The latter he labeled with personifying circumscriptions which may be understood as intuitive descriptions as well as biographical reconstructions. With respect to logical demands **Berne** grounded this ambiguity in the Postulate of the psychic organs, claiming that their programs transform internal, external and mediating determinants into distinct groups of ego-states. Thus he develops pragmatic constructs of quasi autonomous part-personalities. Furthermore in this way spontaneous intuition seems to provide the same results in ego-state-assessment as time consuming reconstruction of biographies. — This proceeding makes it difficult to discuss problems of ego-identity, it neglects the possibility that the meaning of once acquired „programs“ may change in the course of life-history, and it tends to present pragmatic illustrations as face evidence too hastily. — The author of the above article offers a proposal to differentiate three logical levels in **Bernes** model-building-process: Describing heuristic types, constructing pragmatic part-personalities, and instrumentalizing the latter as a means of theoretical analysis.

- Bateson, G.**, Ökologie des Geistes. Frankfurt: Suhrkamp, 1983
- Berne, E.**, Transactional Analysis in Psychotherapy: A Systematic Individual and Social Psychiatry. New York: Grove Press, 1961
- , Principles of Group Treatment. New York: Oxford University Press, 1966
- , Was sagen Sie, nachdem Sie „Guten Tag“ gesagt haben? Psychologie des menschlichen Verhaltens. München: Kindler, 1975
- , Struktur und Dynamik von Organisationen und Gruppen. — 1. Aufl. — München: Kindler, 1979
- Brunlik, M.**, Der symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung. Frankfurt: Fischer-Athenäum, 1973
- English, F.**, What Shall I Do Tomorrow? In: **Barnes, G.** (Ed.), TA After Eric Berne: Teachings and Practices of Three TA Schools. — 1st ed. — New York, Hagerstown, San Francisco, London: Harpers College Press, 1977, 287-347; dt.: **English, F.**, Was werde ich morgen tun? Eine neue Begriffsbestimmung der Transaktionsanalyse. In: **Barnes, G.** et al., TA seit Eric Berne. Bd. II: Was werde ich morgen tun? Berlin: Institut für Kommunikationstherapie, 1980, 170-257
- Letters to John McNeel, Editor, TAJ, And Dr. Eric Berne. Transactional Analysis Journal 1981, 11, 46-50
- Erickson, E. H.**, Identität und Lebenszyklus. Frankfurt: Suhrkamp, 1977
- Federn, P.**, Ichpsychologie und die Psychosen. Frankfurt: Suhrkamp, 1978
- Harding, D. E.**, Confrontation: The Game People Play. Transactional Analysis Journal 1986, 16, 99-110
- Hartmann, H., Ich-Psychologie: Studien zur psychoanalytischen Theorie. Stuttgart: Klett-Cotta, 1972
- Hohmut, A. V. & Gormly, A., Ego State Models And Personality Structure. Transactional Analysis Journal 1982, 12, 140-143
- HoUoway, W. H.**, Transactional Analysis: An Integrative View. In: **Barnes, G.** (Ed.), TA After Eric Berne: Teachings and Practices of Three TA Schools. — 1st ed. — New York, Hagerstown, San Francisco, London: Harpers College Press, 1977, 176-194; dt.: **Holloway, W. H.**, Transaktionsanalyse: eine integrative Sicht. In: **Barnes, G.** et al., TA seit Eric Berne. Bd. II: Was werde ich morgen tun? Berlin: Institut für Kommunikationstherapie, 1980, 18-90
- Kohut, H.**, Die Heilung des Selbst. Frankfurt: Suhrkamp, 1979
- Kuijt, J., Differentiation of the Adult Ego State: Analytical Adult and Experiencing Adult. Transactional Analysis Journal 1980, 10, 232-238
- Lacan, J.**, Seminar I: Freuds technische Schriften. Freiburg: Walter, 1979
- Laing, R. D.**, Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt: Suhrkamp, 1977
- Lipowatz, A.**, Diskurs und Macht. Marburg: Guttandin & Hoppe, 1982
- Mead, G. H.**, Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp, 1968
- Meagher, J., Identification of Ego States in TA as a Function of Intelligence, Professional Training, and Psychodynamic Factors. Transactional Analysis Journal 1981, 11, 260-269
- Millard Nims, M.**, Hemisphere Lateralisation And Specialisation And Transactional Analysis Concepts Of Ego States. Transactional Analysis Journal 1981, 11, 213-222
- Moiso, C.**, Ego States and Transference. Transactional Analysis Journal 1985, 15, 194-201
- Schiff, J. L. (Ed.), Cathexis Reader: Transactional Analysis Treatment of Psychosis. New York, Evanston, San Francisco, London: Harper & Row, 1975
- Schlegel, L., Grundriß der Tiefenpsychologie. Bd. 5: Die Transaktionsanalyse nach Eric Berne und seinen Schülern. — 1. Aufl. — München: Franke, 1979
- , Die Transaktionale Analyse nach Eric Berne und seinen Schülern. — 2., überarbeitete und wesentlich erweiterte Auflage. München: Franke, 1984
- Schmid, B. A., Systemische Transaktionsanalyse: Anstöße zu einem erneuten Durchdenken und zur Diskussion transaktionsanalytischer Konzepte aus systemischer Sicht. Wiesloch: Eigenverlag, 1986

- Schneiderman, S.**, Jacques Lacan. The Death Of An Intellectual Hero. London 1983
- Slobin, D. I.**, Einführung in die Psycholinguistik. Kronberg/Taunus: Scriptor, 1974
- Thome, S.** & **Faro, S.**, The Ego State Scale: A Measure Of Psychopathology. Transactional Analysis Journal 1980, 10, 49-53
- Trautman, R. L. & Erskine, R.**, Ego State Analysis. Transactional Analysis Journal 1981, 11, 178-185
- Weber, S. M.**, Rückkehr zu Freud. Frankfurt: Ullstein, 1978
- Woollams, S.** & **Brown, M.**, The Total Handbook Of Transactional Analysis. Englewood Cliffs 1979

Anschrift des Autors:
Rolf Wartenberg
Brunsbrok 10
2900 Oldenburg

Überlegungen zum Begriff der Transaktionen, insbesondere der doppelbödigen Transaktionen

Leonhard Schlegel

Die Transaktions-Analyse ist ein sehr wertvolles psychologisches Bezugssystem zur Beratung und zur Psychotherapie. Nicht jedermann, der sich für TA interessiert, kommt von Anfang an in engem Zusammenhang mit ihrer Praxis mit ihr in Berührung. Für denjenigen, der, vielleicht zu Anfang noch recht skeptisch, sie zuerst über das Schrifttum kennenlernen will, sind klare Begriffe sowie möglichst unmißverständliche und einleuchtende Benennungen ansprechbare Visitenkarten. Wem deshalb an der Verbreitung des transaktions-analytischen Gedankengutes, aus welchen Gründen auch immer, gelegen ist, wird sich um fortlaufende Begriffsklärungen und möglichst zutreffende Benennungen bemühen. In diesem Sinn möchte ich meine Ausführungen zum Begriff der doppeldeutigen Transaktionen verstanden wissen.

Unter *Transaktion* wird im deutschen Sprachgebrauch eine außergewöhnliche Verschiebung von Vermögenswerten im Geschäftsbereich verstanden. Im angelsächsischen Sprachgebrauch wurde das Wort schon vor Berne auch im Sinne eines kommunikativen Austausches verstanden. Ich halte diese Feststellung für wichtig, um den Kritikern der TA, die ihr, gerade im Zusammenhang mit diesem Wortbegriff, vorwerfen, psychologische Verhältnisse in geschäftliche umzumünzen, entgegengehalten zu werden. Denn es scheint trotz allem angezeigt, das englische Wort *transaction* mit *Transaktion* zu übersetzen. Bei *Berne* ist die Transaktion die Grundeinheit einer Kommunikation. Sie besteht aus einer verbalen oder averbalen *Anrede* und einer verbalen oder averbalen *Antwort* darauf. Eine Kommunikationsfolge, z. B. ein Gespräch, besteht also aus ineinander verketteten Transaktionen.

Daß ich das Wort „Anrede“ dem sonst im deutschsprachigen Schrifttum der TA häufigen Wort „Reiz“ (nach dem englischen Wort „stimulus“) bevorzuge, während sowohl das Wort „Reaktion“ wie das Wort „Antwort“ als gültige Übersetzung des englischen Wortes „response“ gelten kann, hat seinen Sinn. Es ist gerade für Psychologen, die sich zur humanistischen Psychologie bekennen, was die meisten Transaktions-Analytiker ausdrücklich tun, unangebracht, die verbale oder averbale „Ansprache“ eines Mitmenschen als „Reiz“ zu bezeichnen, ein Wort, das in der physiologischen oder verhaltensbiologischen Psychologie üblich und angebracht ist. Denken wir in Analogie daran, was für einen ungünstigen Eindruck es für Laien zu machen pflegt, wenn sie in der psychoanalytischen Literatur lesen, daß *Mitmenschen* hochhoffiziell als *Objekte* bezeichnet werden!

Der Beitrag von Berne zur Kommunikationspsychologie und ihrer praktischen Anwendung in Beratung und Therapie besteht zu einem

sehr wesentlichen Teil darin, daß er seine Vorstellung von den drei Ich-Zuständen als drei voneinander zu unterscheidende Kategorien von Erlebens- und zugehörigen Verhaltensweisen mit dem, was er *Transaktionen* nennt, in Zusammenhang bringt. Was er *einfache Transaktionen* nennt, sind solche vom Ich-Zustand des einen Kommunikationspartners zu einem Ich-Zustand des andern, also z. B. vom gegenwarts- und realitätsbezogenen Erwachsenen-Ich (das beim tatsächlich Erwachsenen zudem als „sachlich“ bezeichnet werden kann – nicht gleichermaßen eindeutig beim Kleinkind!) des einen zum Erwachsenen-Ich des andern oder vom überlegenen normativen, teilnehmenden oder kritischen, eher ermutigenden oder eher entmutigenden Eltern-Ich zum unterlegenen, emotionsgeprägten, unbefangenen oder befangenen Kind-Ich des anderen. Bei diesen Beispielen handelt es sich um *Transaktionen mit komplementären Botschaften*, wenn wir annehmen, daß die jeweilige Antwort aus demjenigen Ich-Zustand erfolgt, an den sie gerichtet ist. Erfolgt eine Antwort („Reaktion“) aus einem andern Ich-Zustand als demjenigen, an den die Anrede gerichtet war, so handelt es sich um eine *Transaktion mit disparaten Botschaften*.

Wieder stört sich der Kenner möglicherweise daran, daß ich statt von komplementärer und disparater Transaktion nicht von paralleler und gekreuzter spreche. Es geschieht dies nicht aus Freude an ausgefallenen Wortbildungen oder eigenbrötlerischer Originalität, sondern deshalb, weil die Worte „parallel“ und „gekreuzt“ eine bestimmte und unter „zünftigen“ Transaktions-Analytikern übliche schematische Veranschaulichung der sich gegenüberstehenden je drei Ich-Zustände zweier Kommunikationspartner voraussetzt. Psychologische Wortbildungen sollten aber nie von didaktischen Veranschaulichungen abgeleitet werden, sondern von ihrer inhaltlichen Bedeutung, sonst werden die entsprechenden Worte sinnlos, wenn eine andere Veranschaulichung gewählt wird. Überdies hat am Beispiel der sogenannten gekreuzten Transaktion *Berne* selbst festgestellt, daß diese Bezeichnung fehl am Platz sein kann (1963, S. 192). Schließlich, und nicht zuletzt, handelt es sich bei den sogenannten parallelen oder gekreuzten Transaktionen genau besehen nicht um parallele oder gekreuzte Transaktionen, sondern um Transaktionen mit in der üblichen Veranschaulichung parallelen oder gekreuzten *Botschaften*, was mir Anlaß gibt, darauf hinzuweisen, wie verwirrend es wirken kann, wenn manche Transaktions-Analytiker das Wort „Transaktion“ im Sinne von „Botschaft“ benutzen.

Neben den einfachen Transaktionen kennt *Berne* diejenigen Transaktionen, die ich als *hintergründige Transaktionen* bezeichne (engl. *ulterior transaction*). Zu diesen rechnet *Berne* die sogenannte *Winkeltransaktion* oder besser, da keine normierte Veranschaulichung voraussetzend, die *unterschwellige Verführung* sowie die *doppelbödig* *Transaktion* (engl. *duplex transaction*). Da der Ausdruck „Doppelbödigkeit“ über seine Konkretheit hinaus allgemein die figürliche Bedeu-

tung von Hintergründigkeit hat, ist er auch in diesem Zusammenhang brauchbar.

Das Paradebeispiel von *Berne* für eine doppelbödige Transaktion lautet (1964, S. 34):

Cowboy: „Komm und sieh dir mal die Scheune an!“ und als Antwort der Besucherin: „Ich interessierte mich schon als kleines Mädchen für Scheunen!“

Diese Transaktion ist deshalb doppelbödig zu nennen, weil sowohl die Anrede des Cowboys wie die Antwort des Mädchens einen doppelten Sinn hat: Einmal handelt es sich um eine sachliche Aufforderung und um eine darauf bezogene, allerdings nicht ganz direkte sachliche Antwort; dann aber handelt es sich um eine Aufforderung zu einer Liebelelei (dies hat *Berne* vorausgesetzt und wir wollen uns daran halten) und eine Antwort, aus der zu schließen ist, daß das Mädchen gewillt ist, darauf einzugehen.

Zudem möchte ich darauf hinweisen, daß es sich um eine *vollständige* doppelbödige Transaktion handelt, indem die Anrede *wie* die Antwort darauf doppelbödig oder eben hintergründig waren. Die doppelbödige Transaktion wäre unvollständig verlaufen, wenn das Mädchen ohne jeden Hintergedanken etwa geantwortet hätte: „Ach, gibt es dort etwas besonders zu sehen?“ Sie wäre aber ebenfalls vollständig zu nennen, wenn das Mädchen mit dieser Antwort bewußt das Ansinnen des Cowboys abgelehnt hätte, hätte es doch dann auf die Hintergründigkeit seiner Aufforderung geantwortet.

An diesem Beispiel geprüft, dürfte die dritte Kommunikationsregel von *Berne*, die dahin lautet, daß sich bei doppeldeutigen Transaktionen das, was nachher geschieht, aus dem Austausch der unterschwelligeren Botschaften ergibt, zutreffen – wenigstens, wenn es sich um eine vollständige doppelbödige Transaktion mit zudem „stimmiger“ Antwort des Mädchens handelt. Aus dieser Einschränkung ergibt sich jedoch, daß diese Kommunikationsregel nicht unbedingte Gültigkeit hat!

Die doppelbödige Transaktion ist *eine* Transaktion, die aber gleichzeitig auf zwei verschiedenen Ebenen verläuft. *Berne* schreibt von der *sozialen* und von der *psychologischen* Ebene. Wir können die doppeldeutige Transaktion deshalb nicht auch als unterschwellige bezeichnen, denn nur die eine, die von *Berne* als „psychologisch“ bezeichnete Ebene, wäre unterschwellig. Die doppeldeutige oder hintergründige Transaktion hat sozusagen eine „überschwellige“ und eine „unterschwellige“ Ebene oder besteht, wenn sie vollständig ist, aus einem Austausch „überschwelliger“ und „unterschwelliger“ Botschaften. Die sachliche Ebene als „sozial“ und die unterschwellige Ebene als „psychologisch“ zu bezeichnen, ist nicht empfehlenswert. Es ist hier meines Erachtens angebracht, sich dem Gebrauch der allgemeinen Kommunikationspsychologie anzuschließen und von *Sach-* und *Beziehungsebene* zu sprechen.

Hier scheint es mir nun allerdings am Platz, auf neuere kommunikationspsychologische Vorschläge einzugehen (frei nach *Schulz von Thun* 1981). Danach hat jede Botschaft in einer Kommunikation nicht nur zwei, sondern vier Ebenen oder, in diesem Zusammenhang besser, Aspekte, von denen meistens der eine psychologisch im Vordergrund ist: einen *sachlichen Aspekt*, einen *appellativen Aspekt*, einen *Beziehungsaspekt* im engeren Sinn, der aussagt, wie derjenige, der die Botschaft sendet, die Beziehung zwischen den beiden Kommunikationspartnern einschätzt, und schließlich einen *selbstoffenbarenden Aspekt*, der darlegt, was in demjenigen, der die betreffende Botschaft sendet, stimmungsmäßig vorgeht, nicht immer, aber möglicherweise auch, wie er die gegenseitige Beziehung erlebt, was sie in ihm hervorruft. Bei dem erwähnten Beispiel von *Berne* steht bei der Botschaft oder Anrede des Cowboys ganz ohne Zweifel der appellative Charakter im Vordergrund. Damit einher geht der Beziehungsaspekt und der selbstoffenbarende Aspekt: Unausgesprochenes, das in die sachliche Mitteilung, daß er dem Mädchen die Scheune zeigen möchte, „verpackt“ ist.

Was *Berne* als die psychologische Ebene bezeichnet, was der allgemein anerkannten Kommunikationspsychologie folgend der Beziehungsebene (im weiteren Sinn) zuzurechnen wäre, kann also noch weiter aufgelöst werden; eine Betrachtungsweise, die zweifellos psychologisch sehr wertvoll ist, besonders wenn wir noch wie *Schulz von Thun* jeweils beachten, für welchen Aspekt einer Botschaft derjenige, an den sie gerichtet ist, „ein Ohr“ hat. Der eine hat nämlich vornehmlich ein Ohr für den appellativen, der andere für den Beziehungsaspekt (im engeren Sinn), der dritte für den selbstoffenbarenden Inhalt. Daraus können sich dann übrigens, wenn auch im allgemeinen wenig auffällige Mißstimmigkeiten zwischen den Kommunikationspartnern ergeben.

Ich möchte an dieser Stelle noch auf ein anderes Thema eingehen, das sich aus dem Begriff der doppeldeutigen Botschaften ergibt. Ich habe im transaktions-analytischen Schrifttum Transaktionen gefunden, die z. T. von *Berne* selbst als doppeldeutig bezeichnet werden, es aber offensichtlich nicht sind, wenigstens nicht in dem Sinn, wie er es mit seinem Paradebeispiel demonstriert.

Fassen wir zuerst einmal die Botschaft ins Auge, die den Köder in der Spielformel von *Berne* bildet und im allgemeinen als doppeldeutig aufgefaßt wird. Ich führe wieder ein Beispiel von *Berne* an (1970, S. 153; 1972, S. 24):

Patientin in einer Gruppe zum Therapeuten: „Nehmen sie an, mein Leiden werde sich je bessern?“ und die Antwort des Therapeuten: „Ja, ich nehme das an!“ (1972: „Natürlich wird es das!“). Und dann wieder die Patientin: „Wieso glauben sie eigentlich, sie wüßten alles?“

Manipulative Spiele werden in der TA als Austausch doppelbödigter Transaktionen angesehen. Bei diesem Beispiel handelt es sich vorerst nur um *eine* Transaktion, die aus der Frage der Patientin und der Antwort des Therapeuten besteht. Mit ihrer Frage stellt die Patientin dem

Therapeuten sozusagen eine *Falle*, mit anderen Worten: sie legt einen Köder aus. Das ergibt sich allerdings, wie auch *Berne* an entsprechender Stelle vermerkt, erst aus ihrer zweiten Aussage, mit der sich, wie in der TA gesagt wird, nachdem der angesprochene Kommunikationspartner an einer *Spielanfälligkeit*, hier an einer professionellen väterlich wohlwollenden Haltung, erwischt worden ist, eine Wendung oder Umschaltung vollzieht, von mir gerne als *Katze aus dem Sack* gekennzeichnet.

Bei solchen manipulativen Spielen kann zwar die Köder-Botschaft als doppelbödig bezeichnet werden, wenn es sich auch um eine intentional ganz andere Doppelbödigkeit handelt als beim Cowboy und dem Mädchen. Im erwähnten Beispiel geht es um eine Frage, die am treffendsten als *heuchlerisch* gekennzeichnet werden kann. Von doppelbödigen Transaktionen kann aber keinesfalls gesprochen werden.

Eine andere Art von Transaktion, die, meines Erachtens zu Unrecht, oft als doppelbödige Transaktion bezeichnet wird, entnehme ich einem Beispiel von *Jongeward/James* (1975, S. 47):

Sekretärin zum Vorgesetzten: „Hier ist der Bericht!“ (gleichzeitig schwingt sie verführerisch ihre Hüften). Der Vorgesetzte sagt dazu: „Danke!“ (und sieht sie dabei erotisch anerkennend an).

Hier handelt es sich entgegen der Ansicht der Autorinnen nicht um eine doppelbödige Botschaft im Sinn von *Berne*; es geht nichts Hintergründiges vor sich, vielmehr handelt es sich um zwei, wenn auch gleichzeitig nebeneinander verlaufende Transaktionen, die beide durchaus vordergründig (oder „überschwellig“) sind: eine sachliche Mitteilung und ihre Quittierung und der Austausch von zwei averbalen Botschaften.

Leonhard Schlegel, Dr. med., ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychoanalytiker und Gruppenpsychotherapeut. Er war schon immer interessiert an vergleichender Tiefenpsychologie (Grundriß der Tiefenpsychologie in 5 Bänden, Uni-Tbch., wovon der 5., 1984 überarbeitete und wesentlich erweiterte Band der TA gewidmet ist). Seit 10 Jahren vorwiegend transaktions-analytisch arbeitend. 101-Instruktor der ITAA. Ehrenmitglied der DGTA.

Zusammenfassung

Im Sinne einer Begriffsklärung befaßt sich der Autor mit dem Beitrag von **Eric Berne** zur Kommunikationspsychologie, der Lehre von den Transaktionen, mit besonderem Nachdruck auf den doppelbödigen und hintergründigen Transaktionen, bei denen vollständige von unvollständigen und echte von nur scheinbaren zu unterscheiden sind. Gleichzeitig empfiehlt der Autor eine neue, differenziertere, seines Erachtens psychologisch wertvolle Betrachtungsweise der Kommunikationsebenen.

Summary

The author clarifies the conception of transactions, especially ulterior duplex transactions. He differentiates complete and uncomplete duplex transactions, real duplex transactions and not genuine duplex transactions. He suggests a more sophisticated and psychologically more instructive view on the-level of communication.

Literatur

- Berne, E.**, The Structure and Dynamics of Organizations and Groups, 1963. New York: Ballantine Books, 1973; dt.: Struktur von Organisationen und Gruppen, München: Kindler, 1979.
- , Sex in Human Loving, 1970. New York: Pocket Books, 1971; dt.: Spielarten und Spielregeln der Liebe. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1974
- , What do you say after you say hello?, 1972. New York: Bantam Books, 1973; dt. Was sagen Sie, nachdem Sie ‚Guten Tag‘ gesagt haben? München: Kindler 1973 (unvollständig übersetzt)
- Jongeward, D. & James, M.**, Winning with People. Reading (Mass.): Addison-Wesley, 1975.
- Schulz von Thun, F., Miteinander reden: Störungen und Klärungen. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1981

(Übersetzungen und Seitenhinweise aus den englischsprachigen Ausgaben)

Anschrift des Autors:

Dr. Leonhard Schlegel
Merkurstr. 56
CH-8032 Zürich

Die Auswirkung der prätraumatischen Lebenssituation von Schädelhirntrauma-Patienten auf die psychische Verarbeitung der Behinderung

Christiane Gérard

Einleitung

Schädelhirntraumen (SHT) werden in 54 Prozent durch Verkehrsunfälle verursacht. Daneben erleiden Kinder und Jugendliche Hirnverletzungen durch Stürze, Sportunfälle, Mißhandlungen, Schlägereien, usw. Die Chancen, schwerste Schädeltraumen zu überleben, nehmen mit dem Fortschritt der medizinischen Technik zu.

Nach *Remschmidt & Stutte* (1980, S. 33 f.) ist die Wahrscheinlichkeit, ein SHT zu erleiden, offensichtlich nicht für alle Menschen gleich groß: 17-32 Prozent der untersuchten Kinder und Jugendlichen wiesen bereits vor dem Unfall zerebrale Schädigungen auf oder waren kognitiv oder motorisch auffällig.

Desweiteren ist erwiesen, daß in den Familien von SHT-Patienten im Vergleich zu einer Kontrollgruppe häufiger psychische Auffälligkeiten und andere ungünstige familiäre Bedingungen vorliegen. Dabei wirkt sich das Familienmilieu in zweierlei Hinsicht aus: a) in dem größeren Risiko, einen Unfall zu erleiden und b) in dem größeren Risiko, nach dem Trauma zusätzliche Verhaltensauffälligkeiten zu entwickeln.

Auch *Kiene & Külz* (1975, S. 134) weisen darauf hin, daß „für das Fortbestehen von psychischen Störungen nach Kopfverletzungen bei Kindern die Art und Schwere der Verletzung weit weniger bedeutsam ist als vor dem Unfall beobachtete emotionelle Auffälligkeiten, widrige Familienverhältnisse und andere belastende Momente.“

Dieser Zusammenhang zwischen prätraumatischer Lebenssituation und posttraumatischen Auffälligkeiten soll im folgenden transaktionsanalytisch betrachtet und begründet werden. Dabei werde ich Beobachtungen aus meiner eigenen beruflichen Erfahrung mit 45 jugendlichen Patienten im Alter von 16 bis 23 Jahren einflechten, die 1983 und 1984 mit einem SHT stationär auf der orthopädischen Station einer Rehabilitationsklinik aufgenommen wurden.

1. Medizinische Grundlagen eines Schädelhirntraumas

1.1 **Form und Symptomatik**

Man unterscheidet zwei Formen von Hirnverletzungen:

- a) Die Gehirnerschütterung (commotio cerebri) : Sie zeigt sich in einer Bewußtseinsstörung bis zu einer Stunde, Brechreiz und Erinnerungslücken. Die Hirnfunktion ist nur *vorübergehend* gestört – im Unterschied zur

b) Gehirquetschung (contusio cerebri): Hier muß mit einer Schädigung der Hirnsubstanz gerechnet werden.

Der Schweregrad eines SHT's und damit seine Spätfolgen lassen sich im allgemeinen durch die Dauer der Bewußtlosigkeit bestimmen. Kein SHT gleicht jedoch dem anderen, so daß man im Einzelfall – zumindest im ersten Jahr nach dem Unfall – kaum eine Prognose über den weiteren Verlauf und die Spätfolgen abgeben kann (s. Elternarbeit).

Nach der Dauer der Bewußtlosigkeit teilt *Lange-Cossack* (1975, S. 26 f.) SHT-Patienten in sechs Gruppen ein:

- I keine Bewußtseinsstörung
- II keine Bewußtlosigkeit, aber Bewußtseinstrübung
- III Bewußtlosigkeit bis zu 1 Stunde
- IV Bewußtlosigkeit über 1 bis 24 Stunden
- V Bewußtlosigkeit über 1 Tag bis 1 Woche
- VI Bewußtlosigkeit über 1 Woche

Patienten der Gruppen I-IV überstehen das Trauma im allgemeinen, ohne daß schwere Dauerschäden zurückbleiben, die sich auf die Leistungsfähigkeit in der Schule oder im Beruf auswirken. Schwerverletzte im eigentlichen Sinne sind die Patienten der Gruppen V und VI.

1.2 Krankheitsverlauf

Die folgende Darstellung orientiert sich an den Patienten unserer Klinik, die ausnahmslos der Gruppe VI angehören (Dauer der Bewußtlosigkeit zw. 10 Tagen und 7 Monaten, im Durchschnitt 2 Monate). Jedes SHT durchläuft – grob gesehen – vier Phasen. Die Dauer jeder einzelnen Phase ist abhängig vom Schweregrad der Hirnverletzung und zudem individuell unterschiedlich. Die Übergänge sind fließend.

1.2.1 Die Akutphase

Während der Akutphase befinden sich die Patienten auf der Intensivstation einer Unfallklinik. Sie zeigen neurologische und vegetative Ausfälle. Viele müssen künstlich beatmet werden. Die meisten haben an ihr Erwachen in dieser Klinik keine Erinnerung. Für die Eltern der Patienten muß diese Zeit, in der sie ohnmächtig dem Kampf ihrer Kinder zwischen Leben und Tod zusehen müssen, besonders belastend sein. Sie erleben die stufenweise Wiederherstellung der Funktionssysteme, d.h. die Reintegration des Bewußtseins, der Affektivität und der Motorik wie ein Wunder und beginnen, oft neue Hoffnungen zu schöpfen.

1.2.2 Das Durchgangssyndrom

Sobald die Patienten sich außer Lebensgefahr befinden und ansprechbar sind, d.h. auf Anruf reagieren, werden sie entweder auf normale Stationen verlegt oder in eine Rehabilitationsklinik wie die unsrige überwiesen. Sie befinden sich dann im sog. Durchgangssyn-

drom. Das heißt, man nimmt an, daß ihre Störungen vorübergehend sind. Die Patienten sind anfänglich meist personen-, zeit- und ortsdeseorientiert. Hinzu kommen Regressions Symptome wie Einnässen, Einkoten und kleinkindhaftes Verhalten. Die Nahrungsaufnahme ist mangelhaft gesteuert (Eßsucht oder Verweigerung). Aufmerksamkeit, Konzentration, psychisches Tempo und Gedächtnisleistungen sind hochgradig beeinträchtigt.

In dieser Zeit ist weder Psychodiagnostik herkömmlicher Art noch Psychotherapie möglich. Es kann bis zu vier Monaten dauern, bis die Patienten wieder leidlich orientiert sind. Erst gegen Ende des Durchgangssyndroms werden spezielle körperliche, sozioemotionale und geistige Ausfälle erkennbar. Aber auch zu diesem Zeitpunkt lassen sich keine gesicherten prognostischen Aussagen machen.

1.2.3 *Das Remissionsstadium*

In dieser Phase beginnen sich die beobachteten Störungen mehr oder weniger schnell zu verbessern. Eine Grundregel bei uns besagt, daß die Veränderungen am ehesten in den zwei Jahren nach dem Unfall zu erwarten sind, danach nimmt ihre Wahrscheinlichkeit ab. Aber auch hier gibt es Ausnahmen.

1.2.4 *Die Spätphase*

Nach einer Untersuchung von *Lange-Cossack* (1975, S. 85 f.) an Patienten der Gruppe VI sind in der Spätphase folgende Restsymptome zu beobachten:

- bei 96 Prozent neurologische Restsymptome wie Paresen, Gleichgewichtsstörungen, Tremor, Hemiplegien u. ä. m.,
- bei 42,3 Prozent entwickelten sich Spätepilepsien,
- bei 83-100 Prozent der Patienten konnten traumatische Hirnleistungsschwächen und psychoorganische Restsymptome wie Hyperkinesen, Konzentrationsschwäche, Antriebsminderung, Verlangsamung oder Reizbarkeit und Stimmungslabilität beobachtet werden.

Diese Ergebnisse entsprechen auch unseren Beobachtungen: Die allerwenigsten Patienten verlassen nach frühestens einem halben Jahr, spätestens nach zwei Jahren die Station ohne sichtbare körperliche Behinderung, kognitive Einschränkungen und Verhaltensauffälligkeiten. Im „günstigen“ Falle scheidet eine beruflich-schulische Reintegration an einer bleibenden körperlichen Einschränkung, in den allermeisten Fällen jedoch an den offenbar irreparablen psychoorganischen Störungen .

Daher werden die Patienten in der Hoffnung auf eventuelle Veränderungen oft an weiterführende Rehabilitations-Institutionen verwiesen. Im schlimmsten Falle müssen wir die Eltern und die Patienten darauf vorbereiten, einen Platz in einer Behindertenwerkstatt zu suchen. Hier können die Patienten ohne Zeitdruck und Konkurrenz einfache Arbei-

ten verrichten, die individuell für ihre Fähigkeiten mit Hilfsmitteln versehen sind. Sie sind sozial abgesichert, bekommen allerdings nur ein Taschengeld – und stehen in der Behindertenhierarchie ganz unten.

Aufgrund dieser Perspektiven denke ich, daß es bei der Arbeit mit SHT-Patienten für uns und alle Beteiligten notwendig ist, unsere von den Eltern übernommenen Werte und Vorstellungen über die Verquickung von Leistung, Erfolg, äußerer Intaktheit einerseits und „Lebensqualität“ andererseits neu zu überdenken und sie zumindest zu relativieren.

2. Die Bedeutung eines Schädelhirntraumas für die Lebenshaltung des Patienten

Ein SHT erlitten zu haben, bedeutet für den Patienten und seine Eltern auf jeden Fall, mindestens vorübergehend nicht OK zu sein. Da die meisten unserer Patienten Dauerschädigungen körperlicher und / oder geistiger Art davontragen, werden sie lernen müssen, wie sie trotz ihrer Behinderung, die gesellschaftlich als Nicht-OK-Zustand definiert wird, dennoch zu häufigen OK-Gefühlen gelangen können.

Dabei ist es für die Arbeit mit Körperbehinderten sehr wichtig, eine genaue Vorstellung darüber zu entwickeln, welche der fünf Grundpositionen (*Rautenberg & Rogoll 1980*, S. 181) theoretisch für einen SHT-Patienten (oder überhaupt einen Körperbehinderten) als Lebenshaltung einerseits realistisch und andererseits wertgebend und werterhaltend ist. Und meines Erachtens entspricht keine der fünf Grundpositionen in der ursprünglichen Fassung diesem formulierten Anspruch.

Denn Behinderte besitzen zwei Identitäten, „die der Normalen, mit der sie identifiziert bleiben, ohne sie zu erfüllen, und ihre reale, defekte, die hinter ihrem Ich-Ideal so schmäählich zurückbleibt“ (*T. Mosser 1972*). Eine solche Doppelidentität zu besitzen, trifft auf SHT-Patienten deswegen in besonders starkem Maße zu, weil diese bis zu ihrem Unfall selber die gesellschaftlichen Vorurteile gegenüber Behinderten internalisiert haben. Und viele unserer Patienten produzieren auch tatsächlich am laufenden Band deren Inhalte, nun aber projiziert auf die übrigen Mitpatienten: „Krüppel, Depp, Spinner, gehört in die Klappsmühle, eklig . . .“.

Mag es sich um übernommene Vorurteile oder um erlebte Begegnungen handeln, Ursache der Abwertung von Behinderten ist laut *Goffman* (1972, S. 30) das Unbehagen auf beiden Seiten, das sich verbreitet, wenn wir in „sozialen Situationen mit einem Individuum, bei dem ein Stigma bekannt ist oder wahrgenommen wird, . . . Kategorisierungen (verwenden), die nicht passen“. Akzeptierender Umgang zwischen Nichtbehinderten und Behinderten ist offensichtlich ein allgemeines, sozialpsychologisches Problem.

Es ist deshalb davon auszugehen, daß auch ein „Ideal-SHT-Patient“, der sich bemüht, zur fünften Grundposition („Wenn ich es recht be-

denke, ist bei mir alles in Ordnung, und die anderen sind mir recht, auch wenn sie anders sind“; *Rautenberg & Rogoll 1980*, S. 181) zu gelangen, dennoch damit konfrontiert wird, daß die Mehrheit der Menschen um ihn herum ihn nicht als ‚in Ordnung‘ sieht und er für sie spürbar nicht in Ordnung ist. In der fünften Grundposition bestätigen ihn nur eine kleine Minderheit von „Seinesgleichen und Weisen“. „Weise“ nennt *Goffman* „teilnehmende Andere . . .“, die bereit sind, sich seinen Standpunkt in der Welt zu eigen zu machen und mit ihm das Gefühl zu teilen, daß er trotz allen Anscheins und obwohl er selbst an sich zweifelt, menschlich und ‚essentiell‘ normal ist“ (1972, S. 30). Zu diesen Weisen zählt *Goffman* unter anderem Mitarbeiter in Behinderteneinrichtungen und Angehörige.

Ich denke, es ist daher wichtig, diesen Meta-Standpunkt in die Definition der Grundposition miteinzubeziehen. Als Zielvorstellung einer Lebenshaltung für Behinderte ließe sich dann z. B. formulieren: „Wenn ich es recht bedenke, ist bei mir *im Wesentlichen* alles in Ordnung, und die anderen sind mir recht, auch wenn sie anders sind und mich bezüglich meines *Wesens* (und der damit verbundenen Wertung) anders sehen.“

Sicherlich ist eine solche Grundhaltung sehr ideal. Für die meisten Patienten werden nur minimale oder situative Annäherungen an sie möglich sein. Allerdings habe ich eine Patientin schon eine solche Haltung entwickeln sehen. Sie hatte im Hintergrund recht liebevoll akzeptierende Eltern, hatte nach ihrem Unfall ihren Multiple Sklerosekranken Verlobten kennengelernt und außerdem einen festen Halt im Glauben. Die Realität der übrigen Patienten aber sieht meist anders aus. Und es gibt einige wichtige Faktoren, die eine solche positive Entwicklung oft unmöglich erscheinen lassen, aber berücksichtigt werden müssen.

3. Die Auswirkung der prätraumatischen Lebenssituation auf die seelische Entwicklung eines Schädelhirntrauma-Patienten

Um den Zusammenhang zwischen prätraumatisch bestehenden psychischen Störungen und den psychischen Auffälligkeiten nach dem Unfall belegen und ihn transaktions-analytisch verstehen zu können, soll zuerst definiert werden, was im folgenden als psychische – im Unterschied zu einer organisch-bedingten Störung eines SHT's zu betrachten ist.

Da SHT-Patienten schon allein aufgrund zerebral bedingter kognitiver Funktionsstörungen zu einer verzerrten Realitätswahrnehmung und -Verarbeitung gelangen können, kann deren Verhaltensausdruck nicht per se als psychische Störung interpretiert werden, er kann sich sekundär dazu entwickeln. Ich halte daher die Unterscheidung von u. Baeyer (1975, S. 22 f) für sehr hilfreich, der die Vielzahl der Verhal-

tensmerkmale nach einer Hirnschädigung in „obligate“ und „nicht obligate“ Persönlichkeitssymptome unterteilt.

Obligate Persönlichkeitssymptome sind als „Kern der enzephalopathischen Veränderungen . . . überindividuell, auf jedem charakterologischen Boden möglich und von speziellen erbbiologischen Bereitschaften unabhängig“ und müssen daher „bei einer Vielzahl von ursprünglich verschieden veranlagten Menschen in gleicher oder ähnlicher Art und Weise zu beobachten sein“ (id., S. 29). Zu diesen Symptomen lassen sich Konzentrations- und Merkfähigkeitsstörungen, Verlangsamung und mangelnde Impulskontrolle bzw. Wahrnehmungsstörungen rechnen, die sich im sozialen Bereich auch als Distanzlosigkeit manifestieren können. Im gefühlsmäßigen Bereich ist oft eine Affektverflachung zu beobachten. Das heißt, den Ereignissen wird nicht mehr die Bedeutung zugesprochen, die sie vermutlich einmal für die betreffende Person enthielten.

Transaktions-analytisch lassen sich m. E. obligate Persönlichkeitssymptome am besten mit Störungen der ER-Funktion beschreiben. Aber auch andere Konzepte der TA wie z. B. das Energiemodell zur Beschreibung der Rigidität oder mangelnden Steuerungsfähigkeit von SHT-Patienten können – je nach Fragestellung – zur Anwendung gelangen.

Nicht-obligate Persönlichkeitssymptome lassen sich demgegenüber beobachten als a) „abnorme Erlebnisreaktionen auf dem Boden der organischen Veränderungen, b) die Steigerung oder Zuspitzung prätraumatisch vorhandener Eigenschaften als sozusagen ‚hypertypische Varianten‘ der Persönlichkeit, c) Provokation bisher latent gebliebener Persönlichkeitsanlagen“ (v. Baeyer 1975, S. 22 f.), was m. E. schwer zu beweisen ist.

Transaktions-analytisch spiegeln damit die nicht-obligaten Persönlichkeitssymptome eher die individuell recht unterschiedlichen K-Reaktionen und die damit verbundenen EL-Inhalte wider.

Es ist also denkbar, daß bei einer organisch bedingten Störung in der Organisation der Persönlichkeit, vor allem bei einer Beeinträchtigung der ER-Funktion, prämorbid pathologische Verhaltensweisen weniger kontrolliert und korrigiert zum Vorschein kommen, während bei prätraumatisch unauffälligen Patienten mehr die instrumentelle Störung der Persönlichkeit durch die Hirnschädigung deutlich wird.

Beide Patientengruppen haben nach einem SHT oft die gleichen Schwierigkeiten, wie z. B. sich Inhalte und den genauen Zeitpunkt ihrer Therapie zu merken und eine Stunde motivational durchzustehen. Schwierigkeiten im Umgang mit diesen Problemen ergeben sich jedoch eher bei den prämorbid auffälligen Patienten, die durch diese Defizite alte Nicht-OK-Gefühle bestätigt sehen und diese an den Therapeuten, den Pflegepersonen oder anderen Patienten ausagieren.

Ich will zwei typische Beispiels nennen:

– Ein Jugendlicher mit einer ständig lamentierenden und weinerlichen Mutter, der schon vor dem Unfall nach dem Motto lebte „mich versteht niemand“, entwickelt nach dem Unfall eine schwere Dysarthrie (Artikulationsstörung). – Daß er gerade diese Störung entwickelt, mag Zufall sein, nicht aber die Art, mit der er nun mit seiner Behinderung umgeht. Er schafft sich ständig Ärger, für den er nicht die Verantwortung übernimmt, und lamentiert unentwegt: alles habe keinen Sinn, da er keine Freunde oder eine Freundin bekommen werde. Denn diese würden ihn ja doch nicht (sprachlich) verstehen!

– Ein anderer – vermutlich passiv-aggressiver – Jugendlicher stammt aus einem stark leistungsorientierten Elternhaus, in dem keine offenen Auseinandersetzungen geführt werden. Vor dem Unfall entzieht er sich allen Forderungen, „so zu sein wie seine Eltern“, durch Schuleschwänzen, Abbruch des Gymnasiums, dann der Realschule, Drogen- und Alkoholkonsum usw. Nach dem Motto „Euch werde ich's zeigen, auch wenn ich dabei drauf gehe“, geht er oft Risiken ein, körperlich zu Schaden zu kommen oder juristisch belangt zu werden. Immer dann, wenn seine Eltern ihn als ‚hoffnungslosen Fall‘ aufgaben, gelang es ihm gerade noch, den Karren wieder aus dem Dreck zu ziehen, um dann seinen Eltern triumphierend zu demonstrieren, daß nur er alleine über sich bestimmen kann. Nach seinem Unfall entzieht er sich auf höchst charmante Art ebenfalls allen Therapien, bis er nach einem Jahr hoffnungslos entlassen wird: 98 kg schwer und rollstuhlabhängig. Beim Abschied verkündet er: „Ich werd's Euch allen zeigen!“ Drei Monate später haben sich seine Eltern getrennt, er zieht mit der Mutter aus, kommt an einem Stock laufend, um 20 kg abgemagert, triumphierend in die Klinik zur nächsten Operation, legt sich ins Bett und beginnt lachend das ganze Spiel von vorne.

Nach meinen zweijährigen Erfahrungen mit SHT-Patienten habe ich den Eindruck gewonnen, daß vorher „auffällige“ Patienten 1) weniger gut für ihre eigene Rehabilitation sorgen als vorher „unauffällige“ Patienten und 2) häufiger als diese ihr Bedauern darüber äußern, aus dem Koma wieder aufgewacht zu sein.

Ich vermute daher, daß der Unfall bei *dieser* Patientengruppe durchaus unter dem Gesichtspunkt einer latent suizidalen Handlung betrachtet werden kann. Seitdem ich diese Möglichkeit ins Auge gefaßt habe, frage ich grundsätzlich bei jedem SHT-Neuzugang nach prämorbidem Selbstmordversuchen und -gedanken, nach früheren Unfällen oder Beinahe-Unfällen, nach der Selbst- oder Fremdverschuldung des Unfalls und nach Krankheiten in der Familie. Es ist erstaunlich und erschreckend, dabei zu erfahren, daß der zunächst zufällige Unfall in den meisten Fällen fest vorprogrammiert erscheint. Erschreckend ist auch die Art, in der viele Patienten lachend oder fast stolz von ihren früheren glimpflichen Unfällen erzählen. Zudem scheint die Familie des Patienten in dem Jahr des Unfalles durch die Häufung unglücklicher Ereignisse wie Todesfälle, Scheidungen oder schwere Erkrankungen oft unter einem besonderen Streß gestanden zu haben. In wieder anderen – sehr häufigen – Fällen stand der/die Jugendliche gerade vor der Ablösung aus dem Elternhaus.

Nach *Goulding* (1981, S. 266) ist eine „zufällige“ oder absichtliche suizidale Handlung eine Reaktion des Kindes auf „Sei-nicht“-Botschaften seiner Eltern, die in die Entscheidung münden kann, sich ganz oder beinahe umzubringen. Entsprechende Entscheidungen lauten:

1. Wenn alles schief läuft, bring' ich mich um.
2. Wenn Du Dich nicht änderst, bring' ich mich um.
3. Ich bring' mich um, dann wird's Dir leid tun. (Oder: dann wirst Du mich endlich lieben.)
4. Ich sterbe beinahe, dann wird's Dir leid tun. (Oder: dann wirst Du mich endlich lieben.)
5. Ich bring' Dich noch so weit, daß Du mich umbringst.
6. Ich zeig's Dir, selbst wenn ich dabei draufgehe.
7. Ich krieg' Dich (geb's Dir) schon noch, selbst wenn ich dabei draufgehe.

Ich will damit nicht behaupten, daß alle auffälligen SHT-Patienten unerwünschte Kinder waren. Man kann sich aber vorstellen, daß Eltern auf bestimmte Entwicklungsschritte von Kindern oder Jugendlichen selektiv oder konditional mit „Sei-nicht“-Botschaften reagieren können. Gerade in der Pubertät erleben ja viele Jugendliche, daß sie so, wie sie sein wollen, von den Eltern *nicht* gewollt werden. So ist denkbar, daß jede destruktive Botschaft mit einer „Sei-nicht“-Botschaft gekoppelt werden oder sogar in bestimmten Phasen zu ihr eskalieren kann.

Wie auch immer das destruktive Grundgebot lautete, das ein Patient in seiner Kindheit erfuhr, es scheint so, als sei die Behindertenrolle, speziell die eines SHT-Patienten, dazu geeignet, aus einem vorher bestehenden und nicht gelösten Konflikt (Engpaß) so herauszukommen, daß durch die körperlichen und kognitiven Veränderungen ein Teil der destruktiven Botschaften erfüllt und ein Gleichgewicht hergestellt wird zwischen dem, was (oder wie) der Jugendliche vorher *nicht* sein sollte und dem, was (oder wie) er *jetzt* ist. Dabei spricht der Unfall als eskalierte Ausdrucksform des Konflikts m. E. für das Vorliegen eines Engpasses mindestens 2. Grades.

Es ist erstaunlich zu sehen, wie sehr die in unserer Gesellschaft via Eltern übernommenen Vorurteile über Behinderte (EL₂) mit den frühen destruktiven Botschaften (EL₁) übereinstimmen. Im folgenden soll jeder der destruktiven Botschaften ein in unserer Gesellschaft geläufiges Vorurteil plakativ gegenübergestellt werden, um die kumulative Wirkung beider EL-Botschaften auf das Kind-Ich der SHT-Patienten zu veranschaulichen (Tab. 1) :

Die Möglichkeit, einen Nutzeffekt aus der Behinderung zu ziehen, in dem alte nicht-OK-Gefühle mit Hilfe dieser neuen Defizite bestätigt werden, wurde bereits zuvor als ein Unterscheidungskriterium zwischen auffälligen und nicht auffälligen SHT-Patienten genannt. Dieses „Behinderungsgefühl“ wird zu einer Art Racket, das entsprechend der Spielauffassung von *Berne* (1970) dazu dient, das eigene Lebensskript immer wieder zu unterstützen.

Desfruktive Botschaften	Vorurteile über Behinderte
„Sei nicht“	B. sind nicht wert zu leben.
„Fühle nicht“	B. sollen uns mit ihrem Leiden verschonen.
„Sei kein Kind“	Spielen und Genießen ist B. nicht erlaubt.
„Denke nicht“	B. sind geistig behindert.
„Schaff's nicht“	B. können keine anspruchsvollen oder verantwortungsvollen Aufgaben übernehmen.
„Werde nicht erwachsen“	B. sind in allem auf Hilfe angewiesen.
„Tu nicht“	Man muß B. alle Entscheidungen abnehmen und ihnen alle Schwierigkeiten aus dem Weg räumen.
„Sei kein Junge /Mädchen“	B. sind asexuelle Wesen.
„Laß Dich nicht ein“	B. sollen auf Distanz bleiben.
„Sei nicht wichtig“	B. dürfen nicht auffallen.
„Sei nicht gesund“	B. sind kranke Menschen.

Tabelle 2: Gegenüberstellung destruktiver Botschaften nach *Goulding & Goulding* (1981) und im Eltern-Ich gespeicherter Vorurteile (Erläuterungen im Text, S. 42)

Nach der Spielauffassung von *J. Schiff* (1975) gewinnt der Patient durch den Einsatz seines „Behinderungsgefühls“ die Chance, seine Beziehungen so zu ändern, daß der andere zur Symbiose eingeladen wird. Das anfängliche (s. S. 38) von *Goffman* (1972) zitierte Unbehagen, das Nichtbehinderte im Umgang mit Behinderten entwickeln, kann unter diesem Aspekt z. B. als Reaktion auf eine Symbioseeinladung interpretiert werden. Während ich bisher SHT-Patienten vorwiegend unter skriptanalytischen Gesichtspunkten untersucht habe, erscheint mir jetzt die Anwendung des Symbiose-Konzepts bei der Diagnose und Therapie von SHT-Patienten immer sinnvoller.

Da Wahrnehmungsstörungen eines der zentralen Symptome vieler SHT-Patienten sind, ist das Abwertungsschema von *Schiff et al.* (1975, S. 16) ein hilfreiches diagnostisches, aber auch therapeutisches Instrument zum Erfassen der Abwertungsebenen. In seiner Anwendung zeigt sich z. B., daß der Krankheitsverlauf nach einem SHT genau der Hierarchie der Ebenen entspricht, auf denen die Realität nicht oder fehlwahrgenommen wird: Nach dem Erwachen aus dem Koma *erkennen* die meisten Patienten das *Problem*, d. i. ihre Veränderung, nicht. Die *Bedeutsamkeit* der Veränderungen wird oft sehr spät, d.h. erst nach Durchlaufen des Durchgangssyndroms wahrgenommen. Erkennen die Patienten dann, daß sie etwas zur *Lösung der Situation* beitragen kön-

nen, kommen sie in eine Phase, in der sie sehr motiviert an den Physiotherapien teilnehmen. Erst wenn der Prozeß der dort zu erreichenden Fortschritte langsamer wird oder stagniert, werden viele Patienten mit der Frage konfrontiert, sich *selbst* den gegebenen Verhältnissen anzupassen und entsprechende *Veränderungen* auf der Verhaltens-, Gefühls- und Einstellungsebene *durchzuführen*. Dies ist m. E. die schwierigste Phase, die auch noch Jahre nach der Entlassung anhalten wird.

Die Betrachtung von SHT-Patienten unter Symbiose-Gesichtspunkten erscheint vor allem bei Jugendlichen sehr sinnvoll, deren Entwicklungsaufgabe in der Zeit vor dem Unfall darin bestand, sich vom Elternhaus abzulösen und autonom zu werden. Man kann sich vorstellen, daß solche Ablösungswünsche in symbiotischen Strukturen besondere Turbulenzen auslösen, die oft das ganze Familiensystem in Frage stellen können. Familien von prämorbid auffälligen SHT-Patienten berichten auch, wie schon erwähnt, oft von einem besonders konflikt- oder krisenreichen Jahr vor dem Unfall. Patienten wie auch ihre Eltern erzählen häufig, daß sich die Jugendlichen kurz vor dem Unfall in einer Phase der Abnabelung oder Rebellion befanden. Unter diesem Aspekt kann der Unfall und die Behinderung hypothetisch als ein nicht gelöster Trennungswunsch interpretiert werden. So hat es der im ersten Beispiel (s. S. 41) zitierte Jugendliche erreicht, alleine mit seiner Mutter zu leben und von ihr versorgt zu werden, während der Vater die Verantwortung für den materiellen Unterhalt beibehalten muß. Ich will noch ein anderes Beispiel zitieren, bei dem mir deutlich wurde, wie tragisch und konsequent, sowohl unter Symbiose- als auch unter Skriptgesichtspunkten, ein Jugendlicher den Ausweg aus seiner Bindung suchte und fand:

S., z. Z. des Unfalls 17 Jahre alt, lebte zusammen mit seiner Mutter und deren pflegebedürftiger eigener Mutter. Nach der Scheidung der Eltern war S. der „Mann im Haus“, der für beide Frauen sorgen sollte. Gleichzeitig wurde ihm über seinen Vater vermittelt: „Männer sind Egoisten und Schweine, die ihre Frauen hilflos zurücklassen“. Der Unfall geschah, kurz nachdem S. sich erstmals von der Mutter zu lösen versuchte und häufiger Kontakt zum Vater aufnahm. Die Behinderung S's nach dem Unfall hätte eine Umkehrung des symbiotischen Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn erforderlich gemacht. Die Mutter reagierte darauf jedoch mit erhöhter Hilflosigkeit und Aggressionen. S. benahm sich daraufhin folgerichtig „wie ein Schwein“, urinierte z.B. grinsend ins Bett, schob aber die Verantwortung für sein Verhalten auf den Unfall, und erreichte, daß er in einem Wohnheim für Behinderte — ganz in der Nähe der Mutter — untergebracht wurde. Obwohl die Mutter nur jammerte, wie furchtbar dies alles sei und wie ohnmächtig sie sei, weigerte sie sich standhaft, eine Eigenherapie zu beginnen.

Die Abwertung, nichts Effektives zur Problemlösung beitragen zu können, die nicht nur bei den prämorbid auffälligen Patienten, sondern vor allem oft bei deren Eltern zu beobachten ist, ist ein weiteres Indiz für das Bestehen eines symbiotischen Verhältnisses bzw. den Wunsch, ein solches (wieder-)herzustellen.

Wenn also bei dieser Patientengruppe der Unfall und seine darauf folgende Behinderung, die *scheinbar* so vieles ändert, letztlich wieder als ein (bezugs-)systemerhaltendes Ereignis zu interpretieren ist, so

wird auch deutlich, warum es schwer ist, therapeutische Veränderungen beim Patienten und seiner Familie einzuleiten. Denn die drohende Veränderung im Familiensystem oder im eigenen Skript hat ja – so gesehen – den Unfall erst „notwendig“ gemacht.

4. Therapie von SHT-Patienten

Bevor ich darauf eingehe, welche therapeutischen Konsequenzen sich aus dem bisher Gesagten ergeben, sollen noch zwei prinzipielle Schwierigkeiten bei der Behandlung von SHT-Patienten aufgezeigt werden:

Eine wirkungsvolle Therapie setzt ein funktionsfähiges ER und K des Patienten voraus. Gerade diese beiden Ich-Systeme sind nach einem Unfall oft am meisten betroffen: Die Patienten haben Schwierigkeiten, komplexe Informationen adäquat aufzunehmen, zu verarbeiten und vor allem neue Inhalte zu speichern (ER). Einige von ihnen reagieren emotional schwerfälliger und weniger differenziert als Nicht-Hirngeschädigte. Es hat den Anschein, als sei ein Teil der absoluten oder nur der K-Energie verlorengegangen. Abgesehen von massiven Merkfähigkeitsstörungen sehe ich jedoch in diesen Beeinträchtigungen kein prinzipielles Hindernis für eine Behandlung. Ich denke, daß es bei diesen Patienten wichtig ist, sich selbst ihrem Verarbeitungstempo und ihrer -kapazität anzupassen. Inhalte müssen u.U. häufiger und prononcierter vermittelt werden, um effektiv zu sein.

Die zweite Schwierigkeit, die ich sehe, besteht in der Diskrepanz der äußeren und inneren Entwicklungsphase, in der sich die Patienten nach dem Unfall befinden. Ihr Verhalten ist ego-dyston, d.h. die Jugendlichen empfinden sich selbst als 18 bis 22jährig. Ein anderer Teil in ihnen durchläuft jedoch noch einmal die ganze Entwicklung von der Geburt, dem Aufwachen aus dem Koma, bis – im besten Falle – heute. Ihre Energie ist der frühkindlichen Phase des Laufenlernens und der Verselbständigung entsprechend mehr auf den Körper als Repräsentant des Ganzen gerichtet als auf die Auseinandersetzung mit sich selbst als einer veränderten Person. Der günstigste Zeitpunkt für eine Therapie liegt daher nach meinem Empfinden am Ende der motorischen Entwicklungsphase. Genau dann aber werden die Patienten aus unserer rein orthopädisch orientierten Station entlassen.

Neben diesen beiden strukturellen Schwierigkeiten steht die Psychotherapie von SHT-Patienten vor dem gleichen Dilemma, das sich aus der Geschichte der Patienten selbst ergibt, nämlich:

Wie erreiche ich, daß der Patient in Zukunft gut für sich selbst sorgt (anstatt sich versorgen zu lassen), ohne gleichzeitig dabei wiederum die prämorbiditen Strukturen zu verstärken, d.h. in Symbiose mit dem Patienten zu gehen?

Da die Patienten oft zu wenig fürsorgliches EL aufgebaut haben, sondern eher aus dem kritischen EL heraus reagieren, aber nun nach

dem Unfall – zumindest vorübergehend – auf Hilfe angewiesen *sind*, ist es m. E. notwendig, in der Therapie vorübergehend den symbiotischen Part einzunehmen. Meine Idee ist es, den Patienten in einer ersten Therapiephase vorwiegend Anweisungen aus dem fürsorglichen EL zu geben und OK-Anteile im K zu stärken, um die Patienten dann in einer zweiten Phase zunehmend mehr mit ihren Entwicklungschancen zu konfrontieren. Es kommt dann darauf an, ihnen, anders als während ihrer prämorbid Erfahrungen zur Zeit der Ablösung aus dem Elternhaus, die Botschaften zu vermitteln:

Du bist OK. Du bist autonom. Du hast eigene Gefühle und Bedürfnisse. Du kannst für deren Erfüllung selbst sorgen. Du hast Fähigkeiten, auch wenn Du behindert bist. Du bist auch als behinderte Person im wesentlichen OK.

Christiane Gérard, CMT, arbeitet als Diplom-Psychologin in der Klinik des Rehabilitationszentrums Neckargemünd.

Zusammenfassung

Einen Unfall mit Schädelhirntraumafolgen zu erleiden, ist nicht in jedem Fall ein zufälliges Ereignis. Die transaktions-analytische Betrachtung der Ursachen und Verarbeitung eines SHT's bei jugendlichen Patienten, die schon prämorbid seelisch oder familiär belastet waren, legt folgende Hypothese nahe: 1) Unter skriptanalytischen Gesichtspunkten erscheint der Unfall als eine latente suizidale Handlung. Die Behinderung selbst dient in Form eines Rackets der Aufrechterhaltung des bisherigen Lebensskripts. 2) Unter Symbiose-Gesichtspunkten erscheint der Unfall als ein nicht vollendeter Trennungswunsch. Die Behinderung dient zur (Wieder-)Herstellung symbiotischer Beziehungen.

Summary

Having an accident with consequences of a damage of the brain must not be accidental for everyone. Concerning a certain group of juvenile patients the view of TA may suggest the following hypothesis: 1) In terms of script-analysis the accident appears as a latently suicidal act. The disablement serves by the form of a racket for the confirmation of the former life-script. 2) In terms of the symbiosis-concept the accident appears as an imperfect desire of disconnection. The disablement serves for reconstruction of symbiotic relationships.

Literatur

- Adler, J.**, Pädagogische Hilfen für Kinder mit einem Hirntrauma. Berlin: Marhold, 1975
- Baeyer, W. v.**, Zur Pathocharakterologie der organischen Persönlichkeitsveränderung. Nervenarzt 1947, 18, 22-25
- Berne, E.**, Spiele der Erwachsenen: Psychologie der menschlichen Beziehungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1970
- Goffman, E.**, Stigma: über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/Main: Fischer, 1972
- Goulding, M. & Goulding, R. L.**, Neuentscheidung: Ein Modell der Psychotherapie. Stuttgart: Klett-Cotta, 1981
- Kiene, S. & Külz, J.**, Das Schädelhirntrauma im Kindesalter. Leipzig: VEB Deutsche Wissenschaften, 1968

- Lange-Cossack, H.**, Das Hirntrauma im Kindes- und Jugendalter. Berlin, Heidelberg, New York, Toronto: Springer, 1973
- Moser, T.**, Einführung zu E. Goffman. In: Goffman, **E.**, Stigma: über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt /Main: Fischer, 1972
- Rautenberg, W. & Rogoll, R.**, Werde, der du werden kannst: Anstöße **zur** Persönlichkeitsentfaltung mit Hilfe der Transaktionsanalyse. Freiburg, Basel, Wien: Herder, **1980**
- Renschmidt & Stutte**, Neuropsychiatrische Folgen nach Schädel-Hirntraumen bei Kindern und Jugendlichen. Bern: Huber, 1980
- Rogoll, R.**, Nimm dich, wie du bist. Freiburg, Basel, Wien: Herder, **1976**
- Schiff, J.L.** (Ed.), Gathexis Reader: Transactional Analysis Treatment of Psychosis. New York, Evanston, San Francisco, London: Harper & Row, **1975**

Anschrift der Autorin:
Christiane Gérard
Adalbert-Seifriz-Str. 3
6903 Neckargemünd

Buchbesprechung

Eberhard Müller: Einschärfungen im Skript von Alkoholikern — eine empirische Arbeit zur Transaktions-Analyse. Unveröffentlichte Diplom-Arbeit. Heidelberg 1984.

In der Verhaltenstherapie sind empirische Untersuchungen zu persönlichkeitsstrukturellen Bedingungen pathologischer Abläufe kaum möglich, weil die Verhaltenstherapie kein geeignetes Persönlichkeits-Strukturmodell entwickelt hat. In der Psychoanalyse sind solche Untersuchungen kaum zu realisieren, weil die Konstrukte der Psychoanalyse nur schwer operationalisierbar sind. In der Transaktions-Analyse ist beides gegeben: eine auf konkrete Beobachtungen gut beziehbare und gleichzeitig in sich differenzierte Persönlichkeitstheorie. Infolge dieser günstigen Voraussetzungen sind in der TA differenzierte und konkrete Handlungsvorstellungen für das therapeutische Vorgehen entwickelt worden. Die außerordentlich guten Voraussetzungen für eine empirische Validierung dieses Modells und dessen Beziehung auf vorhandene empirische Daten aus der psychologischen Forschung sind allerdings bisher wenig genutzt worden. Mit Spannung habe ich daher die obige Arbeit entgegengenommen, um zu erleben, wie ein Kollege an die empirische Überprüfung eines transaktions-analytischen Konzeptes herangegangen ist.

Der Autor referiert einige Alkoholismus-Theorien und vergleicht sie mit dem Ansatz der TA, den er in einer eigenen Grafik zur Entstehung des Alkoholismus zusammenfaßt. Zum Ausgangspunkt der Untersuchung macht er die in der Theorie der TA von **Steiner** (1971) und anderen behaupteten zentralen Einschärfungen bei Alkoholikern. Denn (1.) Einschärfungen stellen eine wichtige Voraussetzung für das Entstehen trinkauslösender Probleme dar. Trinken ist (2.) ein unmittelbarer Weg, sie zu erfüllen (z.B. „Denke nicht!“). Und Trinken führt (3.) durch den destruktiven Verlauf an den Spiel- und Skriptgewinn heran.

Um die Existenz solcher Einschärfungen, genauer: ihre Auswirkung auf das Verhalten, Denken und Fühlen nachzuweisen, wurde eine Gruppe von 14 männlichen Alkoholikern, die sich für eine Entwöhnungsmaßnahme entschieden hatten, mit einer Kontrollgruppe verglichen (N = 18). Die Mitglieder der Kontrollgruppe waren Patienten eines Orthopäden, die wegen Knochenbrüchen oder ähnlichem behandelt wurden. In der Alters- und Bildungsstruktur waren beide Gruppen vergleichbar, wichen allerdings bezüglich der alkoholtypischen demographischen Variablen — Partnerbindung und Familienstand, Wohn- und Arbeitsverhältnis — voneinander ab. Das ursprüngliche Vorhaben, eine zweite Patientengruppe mit anderem Störungsbild einzubeziehen, scheiterte an der mangelnden Mitarbeit der Klinikinstitution. (Schade!) Erfasst wurde die Ausprägung der Einschärfungen mittels eines sorgfältig konstruierten Fragebogens bei beiden Gruppen. Zur Validierung wurde ein Expertenhearing herangezogen. Die Möglichkeit, vorhandene Skalen anderer Fragebögen hierfür mit einzubeziehen, wurde wohl etwas voreilig abgetan. Ich denke dabei z.B. an die Beziehung zwischen „Existiere nicht!“ und Suicidfragebögen, „Fühle nicht“ und Emotionalitätsinventaren, „Schaffe es nicht!“ bzw. „Denke nicht!“ und Leistungsmotivationsuntersuchungen.

Die Einschärfungen „Denke nicht“, „Existiere nicht“, „Fühle nicht“ und „Schaff es nicht“ konnten signifikant ($p < 0.01$) der Alkoholiker-Gruppe als spezifische Merkmale zugeordnet werden. Die Einschärfung „Rede nicht über Dich“ war ebenfalls sehr ausgeprägt, aber in der männlichen Kontrollgruppe ähnlich deutlich ausgeprägt, so daß diese Einschärfung kein signifikantes Unterscheidungsmerkmal ($p < 0.01$) bildet. Im einzelnen ergaben sich folgende Werte:

	Alkoholiker	Kontrollgr.	p
	Median		
„Denk nicht!“	5.0	1.5	< 0.01
„Rede nicht über Dich!“	13.0	10.5	0.12
„Existiere nicht!“	8.5	1.0	< 0.01
„Fühle nicht!“	6.5	3.5	< 0.01
„Schaff es nicht!“	9.0	2.0	< 0.01
„Werde nicht erwachsen!“	7.0	5.0	0.23

Zusätzlich wurde der Unterschied bezüglich aller Einschärfungen zusammen berechnet:			
Summe aller Einschärfungen	51.0	24.0	< 0.01

Interessant ist nicht nur die Zuordnung bestimmter Einschärfungsmuster zur Untersuchungsgruppe, sondern auch die auffallend hohe Interkorrelation der Einschärfungen untereinander. Es liegt nahe, daß mit den Einschärfungen übergreifende gemeinsame Lebenshaltungen vermittelt werden. Leider — schreibt der Autor — wäre eine faktorenanalytische Untersuchung vom Umfang der Gruppen her und innerhalb einer Diplomarbeit nicht zu leisten gewesen. Das ist nachzuvollziehen, würde jedoch einen weiteren, interessanten Beitrag zu den von **Steiner** gefundenen Untergruppen ergeben haben.

Das Ergebnis ist auch insofern beeindruckend, als der Autor sehr kritisch an die Untersuchung herangegangen ist. Manchmal wohl zu kritisch. Da nicht eine elterliche Botschaft, sondern deren verhaltensunterdrückende und verzerrende Auswirkung untersucht wird, hätte z. B. Intervallskalenniveau statt Rangskalenniveau angenommen werden können. Oder: Manches bleibt auch unstimmig. Wenn z.B. der Autor gegen Ende anzweifelt, wie weit überhaupt jenseits von Einzelfällen Gruppen von Patienten quantitativ verglichen werden können, ob transaktions-analytische Konstrukte nicht lediglich innerhalb eines engen therapeutischen Zieles heuristischen Wert haben und ob Alkoholiker als Gruppe etwas anderes miteinander verbindet, als daß sie trinken. Hat er doch zuvor gerade die Ansätze der TA gegenüber den schwächeren Konzepten von **Vogler & Revenstorf** (1978) und **Antons & Schulz** (1976) hervorgehoben und auf eine den Alkoholikern gemeinsame (Skript-)Struktur hingewiesen.

Bei manchen Aussagen, die mit der realen Lebenssituation eines Menschen übereinstimmen (z. B. „Ich lebe sehr ungesund“ für „Existiere nicht!“), wäre ich allerdings vorsichtiger. Denn wie sollen sie als Skriptindikator verwendet werden, wenn dabei Skript-einstellungen von ungetrübten ER-Einsichten nicht trennbar sind. Alkoholiker leben in der Tat sehr ungesund, und sie täten das auch, wenn das nicht Auswirkung zugrundeliegender Einschärfungen wäre!

Insgesamt zeigt die Arbeit, wie fruchtbar die empirische Auseinandersetzung mit transaktions-analytischen Konzepten ist. Ich hoffe sehr, daß noch viele solche Arbeiten geschrieben werden. Die TA hat es verdient und die akademische klinische Psychologie kann ebenfalls dadurch reicher werden. Für alle, die sich für die Einzelheiten der Arbeit interessieren, die Anschrift des Autors: **Eberhard Müller, Steigerstr. 7B, 8458 Sulzbach-Rosenberg.**

(In der Rezension verwandte Literatur: **Antons, K. & Schulz, W.**, Normales Trinken und Suchtentwicklung. Bd. 1., Göttingen, Toronto, Zürich: Verlag für Psychologie — Hogrefe, 1976; **Steiner, C.**, Games Alcoholic Plays: The Analysis of Life Scripts. New York: Grove Press, 1971; **Vogler, R. E. & Revenstorf, D.**, Alkoholmißbrauch: Sozialpsychologische und lerntheoretische Ansätze. München: Huber, 1978)

Horst Kaemmerling

TA-KONGRESS 1987

Der 8. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Transaktions-Analyse e.V. findet vom 22. – 24. Mai 1987 in Kassel in den Räumen des Schloßhotels statt.

Die Konferenz richtet sich an Interessenten aus dem klinisch-psychotherapeutischen Bereich, psycho-sozialen Bereichen (Theologie, Pädagogik, Management) und an alle, die sich angesprochen fühlen.

Vor der Konferenz findet am Mittwoch, dem 20. 5., und Donnerstag, dem 21. 5. 1987, ein offizieller Einführungskurs (101) in die TA statt.

Anmeldung zum Kongreß sowie Anmeldung zum 101-Kurs an:
Frau E. Eisenbach, Taunusstr. 60, 6365 Rosbach 1, Tel. : 06003-74 78

(Wunsch nach Kinderbetreuung gesondert vermerken)

Kongreßgebühr: DM 100, – für DGTA-Mitglieder

DM 170,- für Nichtmitglieder

Tageskarten für DM 60,-

Gebühr für den 101-Kurs: DM 180,-

Ein Programm erhalten Sie auf Anfrage bei Frau Eisenbach oder bei Gudrun und Sepp Auer, Am Sportplatz 9, 3559 Haina-Battenhausen.

Horizonte DES LEBENS

Sachbücher zum
Umdenken
— mit Gefühl und
mit Verstand

Aus dem
Englischen von
Werner Enzmann
Leinen mit
Schutzumschlag,
mit zahlreichen Abbil-
dungen
447 Seiten, DM 44,—
ISBN 3-87387-256-0



Michael Argyle erforscht seit über zehn Jahren soziale Beziehungen — in Ehen und Partnerschaften, zwischen Eltern und Kindern, unter Verwandten, Nachbarn und Arbeitskollegen. Vor allem hat er die Regeln untersucht, die — in jeder Kultur — das menschliche Zusammenleben bestimmen, die Fertigkeiten, die der einzelne braucht, um tragfähige Bindungen aufzubauen und zu erhalten, und die Auswirkungen sozialer Kontakte auf das persönliche Glück und die Gesundheit.

Gemeinsam mit der Psychologin und Therapeutin Monika Henderson hat Argyle die eigenen Erkenntnisse sowie Forschungsergebnisse anderer in klarer, ein-

facher Sprache für einen breiten Leserkreis aufbereitet. Die Autoren liefern eine sorgfältige Bestandsaufnahme unserer zwischenmenschlichen Wirklichkeit, die heillose Beziehungsdebatten auf den Boden verlässlicher Einsichten stellt. Darüber hinaus geben sie dem Leser im Schlußteil praktische Orientierungshilfen, den eigenen Umgang mit anderen zu verbessern und Konflikte konstruktiv zu bewältigen.

Ihr Buch ist **die derzeit umfassendste Darstellung des psychologischen Wissensstandes über menschliche Beziehungen** — eine „Enzyklopädie des Zusammenlebens“ von **wissenschaftlichem Rang und zugleich eine anregende Lektüre für jedermann.**



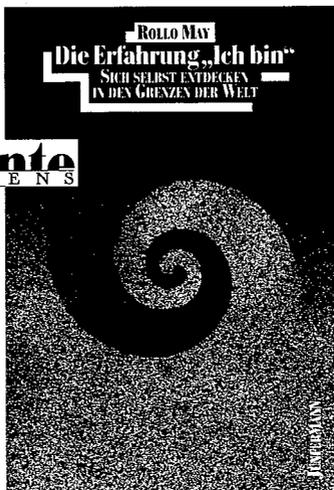
Junfermann-Verlag . Paderborn

Horizonte

D E S • L E B E N S

Sachbücher zum
Umdenken
— mit Gefühl und
mit Verstand

Aus dem
Amerikanischen von
Brigitte Stein
Leinen mit
Schutzumschlag
198 Seiten
DM 29,80
ISBN 3-87387-257-9



Den Angelpunkt des eigenen Lebens in sich selbst zu finden und dabei nicht das Bewußtsein zu verlieren, daß jeder Mensch eingebunden ist in seine soziale Mitwelt und natürliche Umwelt — zu diesem Entwicklungsziel möchte der Psychotherapeut und Existentialphilosoph Rollo May den Weg weisen. May besinnt sich zurück auf die europäischen Wurzeln heutiger Selbstbefreiungsideale, vor allem auf das Denken von Sören Kierkegaard und Friedrich Nietzsche. So gelangt er zu einem Plädoyer für Lebenslust und Daseinsfreude, das zugleich die Schattenseiten und Gefährdungen der menschlichen Existenz nicht leugnet.

Das tiefgründige und positive Verständnis von „*Selbstverwirklichung*“, das May entwirft, spricht Kritiker des Psyche-Booms ebenso an wie jene, die sich um persönliche Entfaltung bemühen. Ein lebendig und lebensnah geschriebenes Buch für „*Betroffene*“ und Nachdenkliche — ein psychologisch-philosophischer Essay mit Fallbeispielen aus der therapeutischen Praxis, der jeden Leser unmittelbar berührt. Das US-Magazin *Psychology Today* schrieb über den Autor: „Mit seiner Vision der menschlichen Möglichkeiten ist Rollo May der Mann von morgen . . . Seit vielen Jahren ist er einer der beständigen Pioniere der Psychologie.“



Junfermann-Verlag · Paderborn